NOTIZEN · ÜBER · MEXICO · VON · HARRY · GRAF · KESSLER

F. Fontane & Cº
BERLIN · 1898 ·

KOLOSSALKOPF
IM MUSEUM
ZU MEXICO.

I
G 2

NOTIZEN ÜBER MEXICO VON HARRY GRAF KESSLER

bei F. Fontane & Co
BERLIN
1898

MEINER MUTTER GEWIDMET.

Das Titelblatt und der Einband dieses Buches wurden von G. Lemmen, die Ornamente nach mexicanischen Mustern von J. Burn entworfen. Für die Erlaubnis, seine Aufnahme des grossen Palastes von Labnâ wiederzugeben, gebührt Dank dem Forschungsreisenden Hauptmann Maler.

Es wurden von der ersten Auflage fünfundzwanzig numerierte Exemplare auf Büttenpapier gedruckt.

INHALTS-VERZEICHNIS.

Heliogravüren

Kolossalkopf im Museum zu Mexico . vor dem Titel
Sagrariokapelle in Mexico . . . . . „ Seite 13
Grosser Palast von Labná . . . . . „ „ 93

Vorrede

Capitel I

Seite

Auf See 1
New Orleans 7
Von New Orleans nach Mexico 9

Capitel II

Mexico 13

Capitel III

Teotihuacán 60
Besteigung des Popocatepetl 66
Oaxaca 75
Mitla 76
Puebla 85
Veracruz 91

Capitel IV

Seite

Yucatán

Progreso 95
Mérida 96
Tieul 99
Uxmál 100
Chichén-Itzá 108
Höhlen von Loltonu 117
Tabi 120
Sabaktché-Labná 123
Kabà 128

Capitel V

Veracruz 138
Córdoba 140
Orizaba 141
Von Orizaba nach Mexico 143
Guadalajara 144

Capitel VI

Durch die West-Cordilleren

Zacoalco 162
Atenquique 166
Nach Colima 170
Colima 173
Manzanillo 174
Tonila 176
Sayula 178
Guadalajara 183

Capitel VII

Querétaro 191

Vorrede.

Unsere Zeit ist möglicherweise die letzte gewesen, zu der man noch reisen konnte; schon wir kommen kaum noch aus unserer Zivilisation hinaus; das Bild bleibt sich von Weltteil zu Weltteil erstaunlich gleich.

Nach den Abenteuerern haben die Entdecker und Gelehrten uns die Fremde erobert, und dann die Künstler unser Nervensystem nach allen exotischen Schwingungstakten vibrieren lassen. Jetzt giebt es keine Entfernungen mehr, die genügen könnten, um Abenteuer glaubhaft zu machen; die Geographie und das Wirtschaftsleben lehren Handbücher und Weissbücher besser als Baedeker und Hotelführer kennen; und Familienjournale haben, was für die Sinne neu

war, durch ihr Bild und Wort gewöhnlich gemacht. Nur noch wer hinter bekannten Zeichen fremde Bedeutungen zu erkennen sich Mühe giebt, oder wer durch ungewohnte Umgebungen und die Einsamkeit der Ferne angeregt wird, alte Bilder mit frischen Augen anzusehen, hat Aussicht, häufiger und nicht blos zufällig durch Ortsveränderung Neues zu empfinden: der Reisende, den Kunstwerke und Gesellschaftsformen, die längst für ihn keine Bedeutung mehr hatten, auf eine neue Weise zu rühren beginnen, weil sie Bekenntnisse von Seelen sind, gegen die ihn noch nicht die zu lange schon gewusste Unmöglichkeit, ihr Geheimnis zu lichten, stumpf gemacht hat. Dem begegnet es bei seinen Versuchen, eine neu geglaubte Geisteswelt zu enträtseln, dass er durch Augen, die er den Fremden leiht, in die Landschaft hinein nie geschaute Stimmungen sieht und alltägliche Kunst mit barbarisch-fremden Phantasievorstellungen zu Symbolen verbindet, die für ihn noch nicht verblasst sind; er liebt das Reisen als die beste Kur für den müden und durch Enttäuschungen oberflächlich gewordenen Geist. Und

auch der Reisebeschreibung, Stanley oder Stendhal, will er eine ähnliche Umwandlung seines geistigen Sehvermögens abgewinnen, und nimmt es, da alles Fertige die Stimmung, in der es entstanden ist, zerstören müsste, als die natürliche und nicht reizlose Schwäche des Reisebuchs hin, dass es nur Unvollständiges, nicht ein fertiges Wissen, zu bieten vermag und sich begnügen muss, einen Boden zu bereiten, auf dem dann vielerlei Frucht wachsen mag.

Berlin, März 1898.

Auf See, 10. Oktober 1896.

Das Wunderbare am Meer ist seine Seelenähnlichkeit. Jede andere Landschaft scheint uns starr; nur des Meeres Bewegungen sind flüchtig genug, um an unserem Dasein messbar zu sein; es ist von den Weltenschauspielen das menschlichste. Heute hat es alle Launen durchlebt. Früh tanzte auf den Wellen das Sonnenlicht weithin und glitzerte wie Gold unter dem Möwenschwarm, der dem Schiffe folgt. Dann zogen Wolken herauf, ein Windstoss rauschte mit Tosen und prasselndem Regen über das grüne Wasser heran. Und jetzt, nach dem Unwetter, wogt die See träge und bleigrau im Helldunkel.

Auf See, 12. Oktober 1896.

Eine wilde, stürmische Nacht. Stundenlang überkopf das Rauschen des über das Deck strömenden Wassers und dazwischen eilige Tritte und Stimmen und Kettengeklirr. Die Wellen stossen wütend gegen die Schiffsseiten. Die Geräusche der Nacht, das Knarren und Poltern, Stampfen und Stöhnen, Zittern und Ächzen verwachsen allmählich wie zu Fieberträumen. Nichts ist phantastischer als dieser Kampf, den das Schiff, ein Menschenwerk, gegen das Meer in der heulenden Finsternis kämpft.

Auf See, 13. Oktober 1896.

Sternenhelle Nacht; das Meer gleicht unter der klaren Himmelskugel schwarzem Krystall. Später ging der Mond auf. Die Reinheit seiner Lichtstrahlen auf der dunkeldämmernden weiten See ist zu kalt und erhaben, um sentimental zu wirken; es ist, als sei zwischen Sinnen und Verstand das Gefühl ausgeschaltet. Vielleicht ist es doch

wahr, dass diese gefühllose Seligkeit die Schönheit ist.

Auf See, 15. Oktober 1896.

Abends wurde getanzt. Die elektrischen Lichter strahlten; die Blechmusik rauschte; auf Deck drehten sich die Paare mit derselben oder fast derselben hüpfenden Grazie, die beider Welten Ballsäle ziert. Ringsum aber in der Nacht rauschte das Meer, und hob und senkte die Tanzenden nach seinem Takte. —

Im Hafen von New-York, Oktober 1896.

Wir sind bei Nacht vor New-York angekommen. Die Stadt ist noch fern. Man sieht von ihr jenseits des Hafens nur Fenster und flammende Essen und die Lichterreihe der Brooklyner Brücke, die wie ein Rubinenstrang am Himmel leuchtet. — Es ist phantastisch, so vom Meere aus das Land bei Nacht wieder-

zuberühren; alles Vertraute in Dunkelheit aufgelöst, und an seiner Stelle nur ferne Lichter, die im Wasser nachzittern, und mächtige Schattenformen wie von Ungeheuern, die mit roten und grünen Feueraugen in der Dunkelheit vorbeirauschen; man erkennt die Welt nicht wieder. Und doch ist auch dieses Wirklichkeit. Nur empfinden wir sie dann vor der Neuheit ihrer Erscheinungsform auf Augenblicke, als was sie ist: als das Fremde, Gewalt- und Geheimnisvolle, von dessen Wesen nur das sicher ist, dass es uns zu vernichten und verschlingen trachtet.

New-York, im Oktober 1896.

New-York ist schön durch die Gewalt, mit der das Leben hier zu den Sinnen spricht. Seine Schönheit gleicht der von hohen Gebirgen oder mächtigen Strömen; sie ist sichtbare, unermessliche Kraft, die hier wie dort ein Teil der Allkraft ist; aber statt der kosmischen und physikalischen Gewalten hier der Mensch.

Ein Bild, wie es die Brooklyner Brücke über-

blickt, bietet selbst London nicht. Einander gegenüber an den Ufern des Meerarmes die beiden Millionenstädte New-York und Brooklyn. Aus ihrer Dächerebene aufragend Fabrikschlote und Kirchenkuppeln, eiserne Brückengerüste und Häuserkolosse, die bis zu zwanzig und mehr Stockwerken aufsteigend um die Wette in die Höhe eifern; darüber noch, am Himmel, im Rauch, Reklamen. Und zwischen den Häusermassen, auf dem grünen Wasser, und soweit das Auge reicht bis jenseits des Mastenwaldes der Werften auf den glitzernden Gewässern des Aussenhafens, Boote, Segler, Fähren, Dampfer, die hastig wie Menschen auf einem belebten Platz durcheinandereilen, oder graden Kurses von langen Dampfschweifen begleitet hinausfahren auf die hohe See.

Dieses Leben nimmt noch immer und immer schneller zu; von Jahr zu Jahr mehr Menschen, mehr Hast, mehr Luxus und auch mehr Armut. Auf Broadway wird man jetzt von armen, hungrigen Wesen mit grossen Augen leise angebettelt, dass es wehthut. — Wenn man dann von der Strasse aus eine der Kirchen betritt, durch deren von Lafarge oder Tiffany geschaf-

fene Fenster das Licht farbig und matt wie in einen Gralstempel fällt, so weiss man, was hier das stete Wachsen der Kirchenmacht zu bedeuten hat, das für so Vieles und so Verschiedenes Symptom sein kann. Dieses ästhetische Christentum ist keine Blüte von der Kraft, die sich draussen in Nerven und Stahl entfaltet, sondern im Gegenteil ein Anzeichen für die Art von Gefahr, die das Bittererwerden des Daseinskampfes für jenes Leben in sich schliesst. Der „Amerikanismus" droht nicht das Ideal zu zerstören; denn das ist auf dieser Erde so unzerstörbar wie das Leiden, in dem es wurzelt. Sondern die Gefahr ist, dass sich das Streben nach dem Ideal von der Arbeit um das tägliche Brot trenne, und dass das praktische Leben infolgedessen langsam erstarre. Dann sammelt sich die Kraft der menschlichen Sehnsucht neben und ausserhalb der „Welt" an, um irgendwann als neuer Glaube oder Revolution den blutleer gewordenen Gesellschaftskörper zu zertrümmern.

New-Orleans, im November 1896.

New-Orleans erweckt eine eigentümliche Mischung von altweltlicher Sympathie und neuweltlicher Verwunderung. Es ist die unamerikanischste aller amerikanischen Städte, die einzige, die nicht in einer geträumten Zukunft, sondern in einer traumhaften Vergangenheit lebt. Hier werden Einem nicht zuerst die Banken, die Fabriken, die mächtigen Warenhäuser, das Getriebe der Strassen und der Schiffsverkehr des Hafens gezeigt, sondern das französische Viertel, das noch so steht wie zur Zeit, als dort Rothäute mit gepuderten Marquis unterhandelten, und die verbannten Maitressen von Louis XV. Höflingen mit spanischen Piraten und mexicanischen Abenteuerern zusammen seine Strassen bevölkerten. Der Geist Manons und ihres Chevaliers scheint noch über der Stadt zu schweben. Alte weissgetünchte Häuser mit grünen Fensterläden drängen sich an engen Gassen; Balkone und Portiken überdachen auf Säulen gestützt den Fussteig; auf den Fensterbrüstungen leistet hier und dort eine mager aussehende Topfpflanze einem alten Hemde, das in der Sonne trocknet, Gesellschaft. Oder wieder die

Strassen sind weite Alleen; Rasen läuft in der Mitte entlang, und mächtige Bäume werfen ihren Schatten auf den Weg; zu beiden Seiten liegen Gärten; Orangen leuchten im Laube, und Palmen wiegen ihre Kronen im Winde. Es giebt da romantisch-altmodische Ecken von ganz eigentümlichem Reize. Ich entsinne mich eines alten, weitläufig gebauten Hauses inmitten eines grossen, vernachlässigten, üppig wuchernden Tropengartens. Die grünen Läden hingen morsch in ihren Angeln vor den hohen Flügelfenstern; die Tünche war vor Alter goldig-gelb geworden; ein Rosenstock wuchs an der Mauer zu einer offenen Loggia empor und überschattete sie mit seinen hellroten Blüten, und das Haus schien ganz menschenleer in der Mittagsstille. Aber in die grosse Veranda oder in die kühlen Galerieen träumte man sich eine Creolin hinein, wie man sie hier auf den Familienbildern aus den vierziger Jahren sieht, mit dunklen Augen, tiefroten Lippen und glänzendem glattgekämmtem schwarzem Haar, im weissen Musselinkleide, lässig in der Mittagshitze ruhend. —

Ernst und schön wie der südliche Herbst ist hier auch der Tod. Auf den Kirchhöfen sind die Gräber weisse

Marmorsarkophage, die in langen Reihen an Alleen unter Lorbeerbäumen aufgestellt sind. Darüber leuchtet dunkelblau der Himmel. Von einzelnen Bäumen hängt das lange, lianenartige tropische Moos herunter und schwebt im Winde langsam hin und her; in der grossen ernsten Stimmung ein weicher lyrischer Ton, eine ferne Erinnerung an die Trauerweide, aber weniger weiblich in den herben Akkord des Ganzen hineinklingend.

Von New-Orleans nach Mexico, 8./10. November 1896.

Von New-Orleans bis Mexico fährt der Express siebenzig Stunden.

Zuerst durchschneidet er die endlose Gras- und Park-Ebene von Texas, neues, kaum erschlossenes Gebiet; nur selten unterbrechen Zucker- oder Baumwollen-Pflanzungen die grosse Weide; cowboys galloppieren neben dem Zuge her. Das Land rollt in sanften Wellen zum Horizonte hin, und darüber wölbt sich der Himmel klar und riesengross wie über dem Ozean.

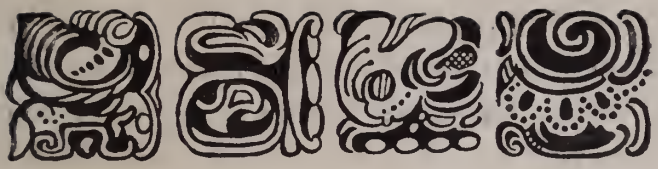
Am nächsten Morgen erwacht man auf dem Hochplateau der Cordilleren. Von der wirbelnden Jagd durch das dürre, wilde Land haften im Gedächtnis nur einzelne Eindrücke: — die zackige Kahlheit der fernen Gebirge, die zu beiden Seiten die Hochebene begrenzen, und auf deren Hängen die Farben in ewigem Wandel von den aschgrauen und violetten Tönen der Dämmerung durch die blaue Mittagsglut und des Abends Feuer und Purpur zur endlichen Nacht ewig dahinschwinden; — die Vegetation: Riesenkakteen, Stechpalmen, Orgelbäume, Wesen, deren Form der Durst bestimmt, und die wie die Pflanzenwelt eines fremden, älteren Sternes zwischen den glühenden Felsen des Hochlands stehen; — die Indianerstämme die sich in braunen, würfelförmigen Lehmhütten in der Wüste an der Bahn angesiedelt haben und deren Weiber und Kinder zerlumpt wie Zigeuner und bettelnd an den Zug kommen. — An den Bahnhofsbuffets bedienen Chinesen. Ihre kleinen sauberen Bahnhofshotels stehen von Veranden umgeben in blühenden Gärten, die die chinesische Geduld dem Sande abgerungen hat, und deren Jasmin und bunte Winden inmitten der rauhen

Starrheit der einheimischen Pflanzen ebenso fremd erscheinen, wie die schmächtigen, dirnenhaften Chinesenkellner unter der dunklen Wüstenbevölkerung. — Eine neue Seelenwelt beginnt sich Einem in allem was man wahrnimmt aufzuthun, in den Gebärden der Menschen, im Gesichtsausdruck, im Tonfall der Sprache, ebenso wie in den grellen Mänteln und Kopftüchern der Frauen oder im phantastisch-komischen Namen der Herberge im Ausflugsort T u l a: Tienda a las delicias del amor (Hotel zu den Wonnen der Liebe).

Am zweiten Tage erscheinen inmitten der Dürre die ersten Anzeichen spanischer Kultur. In der Ferne liegen Städte mit ihren Kirchtürmen weiss in Palmen- und Akazien-Gärten. Dichte Bananenhaine wechseln mit Zuckerpflanzungen und Alpenmatten ab. Und immer wird die sanft an- und abschwellende Hochebene zu beiden Seiten vom doppelten Zug der Cordilleren begleitet, auf deren Schluchten mittags die grossen Schatten wie schwarzer Sammet unter den lichtblau glimmenden Spitzen ruhen. Abends aber erscheinen endlich über der Gebirgswelt die Gletschermassen der grossen Vulkane, die das Thal von Mexico

nach Süden begrenzen. Weltfremd und wunderbar einsam erglänzt ihr Schnee durch die Magnolien des tropischen Waldes, bis die Welt unten in Nacht verlischt und nur noch die Vulkangipfel wie rotglühende Silberkuppeln am klaren Himmel stehen.

MEXICO. SAGRARIOKAPELLE



Mexico, November 1896.

Die ersten Tage habe ich es dem Zufall überlassen, mich zu führen. Aus Gelegenheitseindrücken bildet sich langsam ein Instinkt für das, was am neuen Lande dem eigenen Ich von Wert sein kann, für die Art der lebendigen Berührung, die zwischen beiden möglich ist.

Das Auge empfindet zuerst von der Stadt nur die Gewalt der Farben und des tropischen Lichts in der Höhenklarheit. Daneben verschwindet die Eintönigkeit des Stadtplans, den noch die vizekönigliche spanische Beamtenschaft im papierenen Stil gradwinkelig reguliert hat; und auch die nordamerikanische Hässlichkeit der Telegraphenstangen auf den Trottoirs und der Trambahnen, die hier nicht nur den Verkehr des Publikums vermitteln, sondern es unternommen haben,

in besonderen, schwarz gestrichenen Wagen zu billigen Preisen Leichen zu befördern. Die Menschenmenge, die alles farbig umflutet, die helle, rosenrote oder zartblaue Tünche der Häuser, um die das Licht beständig vibriert, die fernen Gletscher, mit ihren bald mächtiger, bald nur blass leuchtenden Firnen, und darüber ein Himmel, dessen Ton und Tiefe fortwährend wechseln, schaffen eine Bewegung von Farben und Reflexen, die wie ein Spiel das Auge beschäftigt.

Diese Macht des Lichts könnte an den Gebäuden die Architektur fast ersetzen; sie gliedern sich selbst durch den Färbungs-Gegensatz ihrer oberen Teile zu den unteren. Unten grenzen die Schatten, weil wenig indirektes Licht sie trifft, an stechend Hellem tiefschwarz; oben, wie mit der wachsenden Höhe Reflexe und diffuse Helligkeit sich mehren, zerfliessen sie zu durchsichtiger Farbigkeit. So bauen sich nach oben zu die Töne immer unbestimmter und zarter auf; fast Immaterielles ruht auf Massivem. Die Betonung des Baugerippes, die im blassen nordischen Tag des Architekten Hauptsorge ist, weil dort nichts Andres den Aufbau verdeutlichen kann, tritt hinter der Kunst

zurück, die Lichtfülle in ihrem natürlichen Spiel zu unterstützen. Der Lichtton wird anstelle von Linie und Masse zum Ausdrucksmittel des Architekten, die Architektur malerisch statt konstruktiv.

Die Möglichkeiten, die die einzig umfangreiche Scala von Brechungstönen des tropischen Höhenlichts bietet, haben die spanisch-mexicanischen Architekten mit dem Raffinement der Décadence ausgenutzt. An den Kirchen, die ihre Hauptaufgabe waren, geniesst man dank ihrer Kunst das Licht, das auf den Gebirgen so machtvoll wandelt, in zarten und reizenden Harmonieen, für die diese Lichtvirtuosen das Auge noch empfindlicher machen durch den Gegensatz, in den sie das luftige Farbengewebe ihrer Ornamentik zum kräftigen Hell und Dunkel von schmucklosen Flächen bringen. Die Gothik, die sich wahrscheinlich aus Routine, weil konstruktive Probleme gleichgiltig liessen, bis in dieses Jahrhundert als Norm des Bauorganismus im Entwurf des Höhen- und Grundrisses, der Gewölbe und der Stützen gehalten hat, bietet an den kahlgelassenen Seitenmauern und inneren Gewölben Flächen, auf denen Licht und Schatten in

grossen Massen ruhig abwechseln. Im Gegensatz zu diesen breiten Steinflächen tritt an einem willkürlich begrenzten Ausschnitt der Fassade und in den Innenkapellen die Ornamentik hervor; und diese bevorzugt die wirren Formen des späten Barock. Hier verschwindet der Bauorganismus unter Prunkverzierungen, nicht, wie bei Bach ein Thema in die Polyphonie einer Fuge aufgeht, sondern spurlos, wie die Melodie von einer Coloratur unterbrochen wird; und der phantastische Reichtum dieses Beiwerks legt vom Geiste der Kirche um den Ausgang der Gegenreformation Zeugnis ab. Leisten und Säulchen, Guirlanden und Linienverschlingungen steigen, von unten nach oben immer zahlreicher, über den Portalen auf. Steinknaufe hängen reich ciseliert in Reihen wie Stalactiten herunter. Dazwischen aber blicken Engelsköpfe lächelnd hervor, und öffnen sich Nischen, in denen verzückte Heilige himmelwärts schauen. Zweideutige Attribute, die ebensogut Symbole der weltlichen wie der himmlischen Liebe sein könnten, mischen sich in das nervöse Gewirr der Verzierungen; Tauben und Herzen, Amoretten und Rosen

überziehen die Fassade im Netze der Arabesken, fein gemeisselt und im Lichte fast durchsichtig wie die Spitzenschleier, die zur selben Zeit in Mecheln und Venedig für Courtisanenschleppen und Prälatengewänder geklöppelt wurden. Fliesenhöfe, die als Reflektoren wirken, verstärken die Kraft des auf die Fassade fallenden Lichtes. Die Bauglieder und die Zierraten sind mit elfenbeinfarbenem Stuck überzogen: der Accord wechselt mit den Tageszeiten vom Nebeneinander von leuchtendem Weiss und sammetartigem Schwarz zum zartesten Verschwimmen von blassgelben in bläuliche Töne. — Drinnen überschüttet dieselbe Üppigkeit an Schnörkeln und Emblemen, an Blumen und Flügelfiguren wie aus Füllhörnern die Kapellen und die Altäre; aber hier vergoldet. Mit der wachsenden Tageshelligkeit geht der kühle und gleichmässige Schein des alten Goldes in metallisch blanke, gelbe und falbrote Reflexe über. — Und diese raffinierte Kleinpracht, die noch den Parfum des Liebes- und Hoflebens der grossen, verzärtelten Kirchenfürsten des achtzehnten Jahrhunderts bewahrt, wird von gothischen Bauformen kraftvoll und altväterisch getragen. Wie

ein Rahmen umgeben ihre breiten Licht und Schattenflächen das verzwickte Gewirr von Reflexen und Halbtönen. Nicht der Flamboyant- und nicht der Tudor-Stil, sondern diese subtile und fast pervers reizende Zwitterkunst ist die letzte Décadence des grossen nordischen Stils gewesen. — Das Bild, das ein alter Künstler Vilalpando vom Innern der Bethlehemiter-Kirche gemalt hat, bezeugt, wie raffiniert die Zeitgenossen die blitzende Unruhe des Goldes inmitten der grossen und ernsten gothischen Steinformen empfanden. Es war eine Kunst für farbensatte und müde Augen, verwandt mit der von Coello und Velasquez.

Mexico, den 13. November 1896.

Wir sind heute Morgen zum Blumenmarkt am Vigakanal hinausgefahren. Hier legen die Landleute an, die auf dem Wasserwege ihr Gemüse und ihre Blumen zur Stadt bringen; die schwimmenden Gärten, die Mexico mit Blumen versorgen, die Chinampas, liegen draussen im See, der zu Cortez Zeiten die

Stadt zur Insel machte, jetzt aber zum grössten Teil trockengelegt ist. Man fährt auf der Viga in flachen, mit Sonnendächern versehenen Gondeln zu ihnen hinaus. Eine Weidenallee läuft am Kanal entlang; jenseits sind grüne Wiesen und die zerzackten Züge des Hochgebirges. Das Wasser steht bis an den Rand der Uferböschungen, von alten niedrigen Steinbrücken überspannt, an denen noch Reste von spanischen Wappen stehen; beim Durchfahren klappt man das Schutzdach nieder und streckt sich lang hin, um nicht anzustossen. Bananendickichte, die die Hütten der Eingeborenen umgeben, beschatten bei den Dörfern, die am Wege liegen, den Wasserspiegel.

Die Chinampas waren ursprünglich bewegliche. mit Erde bedeckte Flösse: der ganze Garten fuhr morgens zu Markte; jetzt liegen sie auf dem Boden des Sees fest verankert. Schmale, labyrinthartig sich kreuzende Kanäle trennen die kleinen Schlammparzellen. Auf jedem Stückchen wird in winzigen Beeten nebeneinander verschiedenes buntes Kraut gebaut; und am Wasserrande wachsen wild Weiden, Iris und roter Mohn.

Die Blumenliebe ist in Mexico fast so gross wie in Japan; selbst die Armen schmücken ihre Kammern mit Blumen und streuen Blüten ihren Schutzheiligen. Die Chinampas sind vielleicht zum Teil aus diesem Grunde das Ausflugsziel des niederen Volkes von Mexico geworden. Im Dörfchen Santa Anita legen die Gesellschaften an. Der Ort besteht zum grössten Teile aus Pulque-Wirtschaften und offenen Rasthütten aus Bambus unter Palmen und Nopalsträuchern. Hier wird tagsüber Ball gespielt und Pulque, das fade, seimige Nationalgetränk, gezecht. Des Abends aber, in der Dunkelheit, fahren die Boote zu Dutzenden mit Lampions behängt den Kanal hinunter zur Stadt zurück. Männer lachen in dem Gondeln oder singen mit weicher, tiefer Stimme schwermütige Lieder, und Mädchen mit hellen Blumenkränzen im Haar lehnen sich über den Bootsrand hinaus und lassen die Hand in den lauen Wellen nachschleifen.

Mexico, den 22. November 1896.

Was hier interessiert, ist der tropische Mensch und die tropische Menschengesellschaft: die Psychologie des Einzelnen uud des Volksganzen in einem heissen Lande; kulturell, auch das Widerspiel der gegenseitigen Veränderung und Anpassung zwischen einem Volk und einer fremden, ihm aus allen Stücken aufgezwungenen Zivilisation; und schliesslich das Rassenproblem, die Mischrasse.

Heute Nachmittag beim Corso habe ich mir die Frauen der Gesellschaft angesehen. Der Typus ist nicht hübsch, keine Figur und kein Teint; aber viel Schminke, die Kleider bunt, und Hüte, die in Paris nur Cocotten tragen. Man fühlt, dass hier die, die Etwas gelten wollen, aufzufallen suchen; sie scheinen zu fürchteu, dass man sie übersehen könnte. Was für Brillanten ausgegeben wird, ist unglaublich, und auch die Art der Anschaffung; ein grosser Juwelier in der San Franciscostrasse ist an den Abzahlungsgeschäften, die er mit Frauen aus der Gesellschaft macht, reich gewordeu. — Die Rasse ist bei dieseu oberen Vierhundert noch zieulich rein, aber überzüchtet. Die Männer werden

früh schwerfällig: kleine Knochen und viel Fett; als junge Herren sind sie schmächtig und parfümiert.

Im Volk überwiegt indianisches Blut; reines und gemischtes. Die reinen Indianer gleichen mit ihren grossen vorstehenden Backenknochen dunklen Mongolen. Bei den Mischlingen, namentlich bei den Frauen. ist der Gesichtsschnitt oft vornehm, fast römisch; eine kleine, edel gebogene Adlernase, hochgewölbte Augenbrauen und unter langen Wimpern dunkle Augen; die Haut ist Ambrafarben und fest und trocken wie schwere Seide; der Körper schlank und von zierlichen Gliedmassen.

Der Mensch ist hier kräftig aber nicht gesund. — Ein Packträger läuft dreiviertel Stunden lang einem fahrenden Wagen nach; die Lastenträger im Gebirge leisten fast Wunderbares; Kraft und Gewandheit sind auch die Eigenschaften, die das Nationalspiel, Peloto, vor allem erfordert. Und doch sind Blutarme und Lungenkranke abnorm zahlreich. In der Hauptstadt werden Neun-Zehntel der Kinder kein Jahr alt. Der Weltreisende einer nordamerikanischen Leberthranfabrik sagt mir, dass er nirgends bessere Ge-

schäfte mache als in Mexico; in einem Jahre eine Absatzsteigerung von fünfundzwanzig Prozent. — Man muss bedenken, dass das tropische Klima in jedem Individuum gleich in den ersten Lebensjahren wie in einer Treibhauspflanze alle Kräfte und Triebe mit der grössten Gewalt entwickelt und dadurch schnell erschöpft. Jede neue Generation fängt mit einem geringeren Grundkapital an, weil mehr verbraucht als ersetzt worden ist. Die Folge ist eine Art von zugleich angestammter und in jedem Einzelnen wieder neuentwickelter physiologischer Trägheit, die mit dem Einfluss des Klimas wächst, in den heissen Strichen an der Küste am stärksten sein soll. Der Körper widersteht den Krankheitskeimen schwerer, weil die Reaktion dagegen, wenn sie eindringen, ausbleibt oder zu schwach ist.

Psychologisch entspricht diesem Körperzustand eine Schwächung des Willens und der Nervenempfindlichkeit. Die Freiheit von Nervosität, die jeder unentwickelten Rasse eigen ist, steigert sich bis zur Stumpfheit, selbst dem Schmerz gegenüber. B. hat, wie er mir sagt, vor einigen Tagen einen Arbeiter, der

auf einem Rancho verunglückt war, mit zerschlagenen Gliedern vierundzwanzig Stunden auf einem federlosen Karren zum nächsten Arzt über Land gefahren; und der Mann hat dabei weder geklagt noch die Besinnung verloren. Kranke lassen hier lautlos die schmerzhaftesten chirurgischen Eingriffe ohne Chloroform an sich vollziehen und werden dabei nicht einmal ohnmächtig. Sie leiden weniger als Europäer und bleiben bei Besinnung.

Ich glaube, dass diese Trägheit des Nervensystems eine von den Thatsachen ist, die die Psychologie des Mexicaners am meisten beeinflussen; man kann ihre modifizierende Wirkung durch alle Gebiete des individuellen und des gesellschaftlichen Lebens verfolgen, von dem Geschmack der Speisen und den Farben der Kleidung an bis zu den Bedingungen, unter denen hier die menschliche Gesellschaft besteht, und bis zu der Art von Symbolen, die in Mexico von der Kunst und den Religionen zu allen Zeiten bevorzugt worden sind. Obgleich es wahrscheinlich innerlichere Unterschiede giebt, erscheint mir diese Nerventrägheit vorläufig wie ein Leitmotiv, das immer wieder transponiert am

auffälligsten die Verschiedenheit des tropischen vom europäischen Menschen zugleich ausdrückt und begründet.

Die Sinne des Mexicaners vibrieren unter Eindrücken schwächer und pflanzen Empfindungen gedämpfter fort, als die des Europäers; seine Kleider sind grell, seine Gebärden eindringlich, das Essen besteht aus faden Abkochungen von Bohnen oder Mais mit den schärfsten Knoblauch- oder Pfefferzuthaten. Zwischen den verschiedenen Gesellschaftsschichten bemerkt man in der Nervenstumpfheit keinen Unterschied. Der Opernzettel zeigt nicht einfach an, dass die und die Oper aufgeführt werden soll, sondern heute wird la grandiosa opera in cuatro actos del sublime maëstro Bellini I Puritani gegeben. Das ist für die oberen Klassen. Für die unteren zeugen die Reklamen, die Namen und Schilder der Butiken und Kneipen. Diese wenden sich nicht wie in Nordamerika an den Verstand und den Geldbeutel — das würde den Mexicaner nicht schnell genug packen — sondern vertrauen auf Buntheit der Farben und auf pomphafte Inschriften, in denen die Liebe

abwechselnd mit zweideutigen und sensationell aufgedonnerten Litteratur-Reminiszenzen zum Scharfmachen dient. Eine fürchterlich bunte und schmutzige Spelunke, in der Gott weiss was getrieben wird, heisst „al Recreo de Fausto“: zu Faustens Erholung; draussen ist Gretchen als Gounodsche Primadonna abgemalt, wie sie Faust, einen süsslich blonden Jüngling, dessen Vollbart üppig gelockt ist, hingegeben umarmt; beide Figuren überlebensgross und in stechenden Farben. Der symbolische Sinn dieser Freske ist nicht misszuverstehen.

Die Heftigkeit der Erschütterungen, denen die Sinne beständig künstlich und natürlich hier ausgesetzt sind, vor allem die Gewalt des Lichts, verstärken noch die Wirkungen der immanenten Trägheit, indem sie die Sinne fortgesetzt noch mehr ermüden. In ihrer Abgespanntheit lernen die Nerven alle normalen Eindrücke missachten und wenden sich nur noch solchen zu, die durch Ungewohntes ihre Aufmerksamkeit reizen. Anormal sind aber nicht nur ungewöhnlich starke, sondern auch ungewöhnlich leise Eindrücke. So mag es sich erklären, dass man hier nebeneinander Dinge

findet, die auf die beiden Extreme der Sinnenempfindlichkeit berechnet scheinen: auf die äusserste Reizbarkeit der Nerven, die nur im Wahrnehmen der feinsten Schattierungen des Tones, der Farbe und des Lichtes noch Genüge findet, ebenso wie auf die äusserste Stumpfheit der Empfindung, die durch die heftigsten und rohesten Stösse erweckt werden will; die Zwillingserscheinungen der Décadence treten hier als Folgen des Klimas und des Sonnenlichts ein. Die feinorganisierten Naturen lassen sich nur durch die ungewohnten ganz zarten und leisen Berührungen noch reizen, während die gröberen, widerstandsfähigeren eine Steigerung der gewohnten Eindrücke verlangen; es ist wie in der Musik der Geschmack jenachdem von Wagner zu Mascagni oder zu Mozart, wenn nicht zu Bizet, übergeht. Welches bevorzugt wird, entscheidet vielleicht nicht immer einmal die psychologische Grundanlage, sondern wie beim Kulturdécadenten oft die Stimmung, der momentane Grad der Ermattung, oder auch ganz einfach die Qualität des Eindrucks, wenn nur seine Stärke anormal ist.

In der Kunst, der Urkunde, die von den Sinnen

eines Volks immer am unzweideutigsten Rechenschaft giebt, erscheint diese Nerventrägheit aktiv als Ursache dürftiger Naturbeobachtung und passiv als Grund für die Art der bevorzugten Reize. — Die mexicanischen Urrassen sind trotz ihrer Technik nie dazu gelangt, den menschlichen Körper proportioniert und organisch zu bilden, — der Begriff des Organismus scheint ihnen gefehlt zu haben — und von den Späteren habe ich nicht eine Landschaft gesehen, die das Land hier charakteristisch erfasst; mit Palmen und Bergen ist alles gethan. — Die Wirkungsmittel entsprechen nur in den vorspanischen Ornamenten einem normalen Empfinden; bei diesen tritt die Nervenstumpfheit weniger zutage, wahrscheinlich weil Muster nicht durch Farbe oder Lichtwirkungen reizen, sondern wie der Anblick von Tanzbewegungen Genuss durch eine rhythmisch raffinierte Gymnastik der Augenmuskeln verschaffen, also auf denjenigen Bestandteil des Gesichtssinnes berechnet sind, dessen Empfindungsvermögen von der Sonnenstärke am wenigsten beeinflusst werden konnte; sie sind in den Linien und Umrissen zart, und zugleich mächtig

durch die sicher berechnete Flächenwirkung; insofern psychologisch mit denen Japans verwandt; die Phantastik in ein rythmisch geregeltes Spiel von Linien und Flecken aufgelöst hört auf, den Geist zu verwirren, weil sich sein Vorstellungsinhalt nach den Gesetzen des Auges ordnet. — Alles andre in der mexicanischen Kunst wendet sich an die beiden Pole der dekadenten Empfindlichkeit, ist überleise oder überlaut. Die architektonischen Ornamente, die ja nicht Muster sind, sondern Mittel um das Licht zu brechen, gehen in spanischer Zeit auf Reize allerfeinster und zartester Art; die Malerei verliert sich, seitdem die ersten Eroberer sie eingeführt haben, immer mehr in wüste und abgeschmackte Farbendissonanzen. Nichts giebt in den Mangel an normaler Sinnenfeinheit des Mexicaners einen klareren Einblick, als die Geschichte der Malerei hier, wie sie die Bildersammlung der Akademie lehrt. Die frühesten Werke, die des siebzehnten Jahrhunderts, sind gut, weil sie noch europäisch und wenig selbständig sind; und unter diesen die besten die des Luis Juarez, dessen naiv treuherzige und dabei in spanische Farbenglut

gekleidete Darstellungen durch den Zauber, den ihr Zwiespalt ausübt, an die Arbeiten erinnern, die Florentiner Quattrocentisten spät unter des Sarto Einfluss schufen. Schon Miguel Cabrera im achtzehnten Jahrhundert, ein Vollblutindianer, der hier als Hauptmeister gilt und zwischen Murillo und Guido Reni hin- und herschwankt, hat das koloristische Gefühl fast verloren, ist akademisch ohne zivilisiert zu sein. Die Werke des neunzehnten Jahrhunderts sind nicht zu beschreiben; in der ersten Hälfte in den Farben düsseldorfisch platt und zusammenhanglos; später frei nach Delaroche historisch-realistisch und krass: Cortez vor Montezuma, die Folterung Guatemocs, Pinselpatriotismus in Farbendissonanzen. Eine des Velazquez würdige Doña Maria de Austria von Carreño und ein „Ave, gratia plena!“ von Overbeck, ein Jugend-Werk von bestrickender Frische und Anmut, wiegen den ganzen mexicanischen Tand der Gallerie bis auf Einiges von Juarez auf.

Wie baut sich auf solchen Sinnen die Phantasie auf? — Bis zu einem gewissen Grade lehrt auch dieses die Kunst. Man sieht gleich, dass die alt-

mexicanischen Künstler, wo sie zur Phantasie reden wollen, die Reize so stark und so zahlreich wie möglich wählen; Grimasse und Wiederholung sind ihre beliebtesten Ausdrucksmittel; man darf daraus schliessen, dass der natürliche und einmalige Ausdruck für die, zu denen geredet werden sollte, nicht stark genug war. Infolgedessen sind die mythologischen Bildwerke, wo man sie nicht als Ornamente sondern als Schilderungen anschauen muss, so überladen, solche Gewirre von Menschen- und Tierleibern, von symbolischen Zeichen und einzelnen Gliedmassen, dass was schrecklich und erhaben gemeint war, nur grotesk oder als Parodie wirkt. Die Verwandtschaft zwischen diesen Werken und den modernen mexicanischen Heiligen- und Märtyrerbildern, die durch ein möglichst reiches Gemisch von scheusslichen Wunden und billigem Flitter zu erschüttern versuchen, beweist, dass hier ein Rassenbedürfnis vorliegt. Man fühlt, dass die Unempfindlichkeit gegen Phantasievorstellungen und ihre Dissonanzen ebenso gross ist wie die gegen Farben und Farbenkontraste und wahrscheinlich aus demselben Grunde, das heisst

weil die Phantasiegebilde ebenso wie die Bilder der Aussenwelt nur blass ins Bewnsstsein dringen oder richtiger nur widerwillig von trägen Nerven geschaffen werden. — Man möchte von der Kunst auf diejenigen Gebiete der Phantasie schliessen, welche von den Sinnen und der Aussenwelt unabhängiger als die Kunst sind. Ich fühle selbst, wie unsicher jeder Versuch ist, dieses ausschliesslich innere Leben zu erraten. Am deutlichsten noch müsste den Einfluss der Nerventrägheit auf diese rein innere Phantasie das zeigen, was der Mann der Frau und dem Tode gegenüber empfindet, weil die Liebe und die Todesfurcht von der Phantasie, wenn sie entwickelt ist, am meisten abhängig sind nnd daher am hellsten das innere Gesicht der Seele beleuchten. Doch wie in Ermangelung einer modernen urwüchsigen, von Europa und Bourget unbeeinflussten Litteratur über dieses Intimste in so kurzer Zeit mehr als Fragmente sammeln? Mir scheint es, als bringe der Mexicaner der Frau mehr Leidenschaft als Liebe, also nur Instinkt nicht Phantasie, entgegen. Er vergleicht in seinen Liebesliedern wie der Orientale ihre Schönheit eher

mit äusseren, sinnlichen Dingen, als dass er sich wie der Nordeuropäer an Seelenreichtum, den er ihr andichtet, zu berauschen suchte. Und dem Tode gegenüber sind ebenso die Roheit wie die Gleichgiltigkeit überraschend. Die mit Leichen besetzten Pferdebahnwagen stimmen zum Übrigen. Neulich spielte O., ein bekannter Weltmann aus guter Familie, während wir wussten, dass seine Frau im Sterben liege, eine Partie Peloto zu Ende; niemand schien daran Anstoss zu nehmen. Nicht selten kommt es vor, dass im Volk eine Mutter sich beim Totenmahl ihres Kindes betrinkt. Und die Regierung hat auf dem Kirchhof von San Fernando dem Präsidenten Juarez unmittelbar neben den Gräbern seiner Opfer, der mit Maximilian erschossenen Generäle Mejia und Miramòn, ein Prunkgrabmal errichten lassen. Ein neues Regime würde bei uns eine solche Taktlosigkeit scheuen. Hier hat sie niemand bemerkt. — Vielleicht folgt auch der Mangel an Humor aus der Armut des Innenlebens; Phantasievorstellungen fehlen, die zum bittersüssen Verschmelzen mit der Wirklichkeit auftauchen.

Es ist leicht einzusehen, wie der Wille, ganz ab-

gesehen von seiner direkten Schwächung durch das Klima, von dieser Stumpfheit der Sinne und der Phantasie sowohl in der Motivirung seines äusseren Handelns wie in seinem inneren Selbstbewusstsein beeinflusst werden muss.

Wunschlosigkeit und Leidenschaft wechseln hier jäh, weil nur wenige Ziele im Bewusstsein bis zu der Deutlichkeit anwachsen, dass sie wirklich gewünscht werden; diese dann aber in der Seele keine oder nur wenige Rivalen in Gestalt von anderen Zielen finden, die ihnen das Gleichgewicht halten könnten; fast die ganze Kraft des Wollens fliesst jedesmal Einem Wunsche zu. Die grössere Leidenschaftlichkeit beruht nicht auf stärkeren Trieben, sondern auf einem geminderten inneren Gleichgewicht infolge der geringen Zahl von Vorstellungen. Aber dieses heftige Wünschen überdauert nicht lange den Eindruck, der es hervorgerufen hat, es schwindet schnell, als ob Gedächtnis und Phantasie zu träge wären, um die Vorstellung in ihrer ersten Deutlichkeit festzuhalten. — Und aus denselben Gründen richtet sich das Wünschen in den meisten Fällen auf Vorteile in der unmittelbaren Zukunft; ent-

fernte Ziele sind am wenigsten geeignet zum deutlichen Bewusstsein durchzudringen, weil ihr sinnlicher Eindruck gewöhnlich nur schwach ist und weil Phantasie gebraucht wird, um sie deutlich zu erfassen. Während der Mexicaner sich also nahen Befriedigungen zügellos hingiebt, lassen ihn entfernte Vorteile meistens kalt. Typisch für diese Willensanlage ist sein Verhalten zum Gelde. Um geringe Lohnerhöhungen laufen Dienstboten, die zwanzig Jahre in einer Familie gedient haben, ohne Kündigung plötzlich davon. Ein Politiker, der zur Macht gelangt, versucht, wenn die Verhältnisse es gestatten, das heisst seit achtzig Jahren fast immer, möglichst schnell möglichst viel zusammenzuerpressen, obgleich er weiss, dass er sich dadurch sogar hier eine dauernde Carriere abschneidet; der vorige Finanzminister konnte in acht Jahren bei achttausend Thalern Gehalt sechs Millionen beiseitebringen, und der vorige Präsident hat die Barbestände der staatlich garantierten Sparkassenbank solange als Taschengeld verwendet, bis das Institut verkrachte. Studenten, die keine Aussicht hatten, bald als Politiker durchzudringen, pflegten, wenn sie körper-

lich und geistig gut veranlagt waren, die Briganten-laufbahn einzuschlagen und erreichten so ebenso schnell wie die Politiker die Macht, eine Zeit lang das Publikum zu plündern. Folgerichtig ist das Hazard-spiel in jeder Gestalt eine Nationalleidenschaft, vom Baccarat bis zum Lotto hinab. Und doch zeigt der Durchschnittsmexicaner eine grosse Gleichgültigkeit gegen jeden Verdienst, der über das hinausgeht, was er in der nächsten Zeit verwenden kann. Ihm fehlt zum Kapitalisten, umgekehrt wie dem Juden, das Aus-harren im Wollen, eine gewisse Fähigkeit der Selbst-verleugnung und die vorweggeniessende Phantasie.

Das Selbstbewusstsein leidet unter der Schwäche der inneren Verstellungswelt dadurch, dass auch wenn der Instinkt noch intakt ist, die Persönlichkeit sich doch selber schwächer sieht, schwächer empfindet. Eine von den Folgen ist, dass die Eitelkeit häufiger als der Stolz zum Motiv des Wollens wird. Denn der Stolz ist der zum Genuss gewordene Abschluss der Persönlichkeit gegen die Aussenwelt, die Eitelkeit die zum Bedürfnis gewordene Bejahung und Unter-stützung der Persönlichkeit durch die Aussenwelt.

Während dem Stolzen als Motive oder als Lohn seiner Handlungen seine selbstgeschaffenen Vorstellungen und Phantasiegebilde genügen, bedarf der Eitle der Reize von aussen, der Belohnung und Bewunderung durch Andre; sein Ich hat Krücken nötig. N., ein europäischer Arzt, der die Feldzüge Maximilians mitgemacht hat, hält daher trotz körperlicher Ausdauer und Disziplin vom mexicanischen Soldaten nichts; er sei zu schwer ins Feuer zu bringen, aber nicht aus Feigheit, sondern weil der Tod im Gliede ihm, wie er meint, keinen Ruhm bringe. Derselbe Mann, der im Gliede kneift, ist einzeln in der Erregung, oder als Brigant, oder wenn er zum Tode verurteilt ist und erschossen wird, tapfer. Wenn es geht, hält er vor dem Sandhaufen noch eine Ansprache an die Exekutionsmannschaft. Er stellt sich dann vor, dass er als Held fällt, und vergisst über die momentane Befriedigung seiner Eitelkeit sogar halb den Tod.

Was der Einzelne will und wie stark er es will, das hauptsächlich bestimmt den Aufbau der Gesellschaft und ihre Seele. Da der Mexicaner andres und dieses andre anders als der Europäer will, so sind auch Körper und Seele der mexicanischen Gesellschaft von denen einer europäischen Volksgesamtheit verschieden.

Dem Körper fehlt, was die Grundlage der modern-europäischen Gesellschaftsform ist, die wirtschaftliche Einheit, das heisst der Stamm gemeinsamer wirtschaftlicher Interessen und der Umlauf von Wert- und Subsistenzmitteln, der wie die Blutzirkulation ein Volk zu einer Art von materiellem Organismus verbindet. Der Mexicaner lässt sein Leben nicht durch den weitsichtigen Egoismus bestimmen, der den Nordeuropäer antreibt, nach ruhigem und sicherem Erwerb zu streben, bei stetiger Arbeit auszuharren, seine Solidarität mit andren zu erkennen, und der Achtung den Vorzug vor dem Ruhme zu geben. Weil also der Einheimische mit wenigen Ausnahmen weder den Wunsch noch die Gabe besitzt, einen komplizierten auf langsamen und dauernden Erwerb gerichteten Be-

trieb zu leiten, liegen der Handel im Grossen und alle wichtigen Unternehmungen in der Hand von Ausländern, die mit ihrer eigenen Heimat in näherer wirtschaftlicher Verbindung als mit Mexico stehen. So fliesst der grösste Teil des Kapitals, das sich aus den Hilfsquellen des Landes bildet, nach aussen ab, ohne dass das rasche Wachsen der Faktoren, die Reichtum schaffen, in irgend welchem Verhältnis stünde zu der überaus langsam steigenden Kraft der Einheimischen, einen Teil dieses Reichtums für sich zu behalten; es ist fast, als ob die mexicanische Gesellschaft an den auf ihrem Gebiet sich abspielenden wirtschaftlichen Vorgängen gar nicht beteiligt wäre; Mexico ist darin noch heute typisch ein Kolonialland.

Aber der Mangel an einheimischem Kapital hat auch den Mangel an einheimischen Fabriken zur Folge; und da mexicanische Fabrikate fast fehlen, so tauschen entfernte Provinzen weniger Waren untereinander als mit Europa oder den Vereinigten Staaten aus; das Land fällt wirtschaftlich auseinander. Die besseren inneren Verbindungen allein können daran

wenig ändern; die nordamerikanischen Einwanderer, die anfangen, Grossbetriebe innerhalb des Landes hervorzurufen und für sich Eisenbahnen und Telegraphen, Bergwerke und Fabriken zu gründen, sitzen in Mexico nicht als Mitglieder der Volksgemeinschaft, sondern als mächtige, mit allen Hilfsmitteln des neunzehnten Jahrhunderts ihre eigene Bereicherung verfolgende Einzelmenschen; sie sind eine Art von wirtschaftlichen Übermenschen inmitten einer Gesamtheit, die in ihrer Struktur vielleicht am meisten den Volkskörpern unseres Mittelalters gleicht; eine innere Einheit geben sie dem Volksganzen, das sie umspannen, vorläufig nicht. So besitzt das Wirtschaftliche für die Erkenntnis des Innenlebens der mexicanischen Gesellschaft eigentlich nur negativen Wert und sind es fast ausschliesslich Bande nicht naturalökonomischer, sondern ideeller und gewaltsamer Art, auf die die Aufmerksamkeit sich richten muss, um den Bau und den Geist des mexicanischen Volks zu erkennen. Unter diesen sind die, die es am kräftigsten kitten, die Kirche, das Nationalgefühl und die politische Gewaltherrschaft.

Die Macht der Kirche beruht hier auf anderen Grundlagen als dort, wo sie in Nordeuropa, etwa unter Vlaamen oder Westfalen, eine ähnlich grosse Gewalt wie hier ausübt. Ihre stärksten Stützen sind einerseits die nichtchristlichen, urindianischen Glaubens-Elemente, die von den alten vorspanischen Religionen übernommen worden sind, und andererseits der von ihr sorgfältig unterhaltene Glaube an ihre eigenen übernatürlichen Wirkungsmittel.

Die ersten Missionare haben nicht die Menschen allein, sondern auch deren Götter getauft, die nationalen Mythologien ins Christliche umgedeutet, die Tempel zerstört und die Kulte erhalten. Das vielleicht nur selten mit Berechnung, öfter — gerade weil sie die äusseren Zeichen des Heidentums so schonungslos vertilgt hatten — gedrängt durch das Volk, das dort, wo es einen Tempel gewohnt war, eine Kapelle verlangte und wo es einem Gott geopfert hatte, wenigstens zu einem Heiligen beten wollte. Immer dasselbe naiv-schlaue Legenden-Schema ist es, nach dem sich hier die Tragikomödie allen Bekehrungswesens abspielt, die Geschichte, wie

eine verehrungsbedürftige Madonna auf der verwüsteten Stätte eines alten Tempels einem frommen Indianer immer wieder solange erscheint, bis der Bischof dort ein Gotteshaus zu bauen erlaubt. Weil die Kirche nur die äusseren Religions-Symbole aber nicht zugleich auch die religiösen Gewohnheiten des Volkes zerstören konnte, traten wie von selbst an die Stelle der vernichteten Andachts-Objekte christliche. Das Bedürfnis schuf sich das Symbol. Die Kirche hatte durch die Wandlung nur nackte Macht, das Christentum höchstens eine Anwartschaft auf späteres Eindringen gewonnen. Es ist typisch eine Bluttransfusion von einem Glauben zu einem anderen, ein Gleichbleiben der Substanz bei wechselnder Form, bis schliesslich unter gewissen Umständen die Form wieder langsam auch die Substanz etwas verändert; eine Wandlung, die auf den Vorgang bei der Unterwerfung einer Rasse unter das Ideal eines anderen und auf die Möglichkeit, ein Volk zu „bekehren", ein eigentümliches Licht wirft. Die Inbrunst aber, mit der die Eingebornen an ihren nationalen Göttern hingen, ist dadurch dem Christentum gerettet worden.

Die Furcht, die die Kirche einflösst, besteht zum Teil aus der von den Priestern in Predigten und Gesprächen unterhaltenen abergläubischen Scheu vor geheimnisvollen und unwiderstehlichen, übernatürlichen Wesen und zum Teil aus der lebendigen Erinnerung an die sehr konkrete Macht der Inquisition, die noch in diesem Jahrhundert ihre Auto da Fés hier abgehalten hat. Der Gläubige hier unterscheidet nicht einmal, wenn ich richtig beobachtet habe, zwischen jener behaupteten übernatürlichen und dieser ihm fühlbaren weltlichen Macht und empfand so früher den äusseren Zwang zum Glauben zugleich innerlich als ein Argument für die Wahrheit des Glaubens. Der Glanz der Kirche, der ihm wie ein sichtbares Stück der Herrlichkeit Christi erscheint, und ebenso alle anderen Beweise von der weltlichen Kraft der Kirche, der Reichtum und die Latifundien, die sie Jahrhunderte lang zur grössten wirtschaftlichen Persönlichkeit Mexicos gemacht haben, die Gelehrsamkeit, die sie fast allein dem Lande vermittelt hat, die Stetigkeit, die sie im Gegensatz zu den wechselnden Regierungen bewahrt, sind ihm Beweise für

die Wahrheit ihrer Lehre und unterhalten seine Furcht vor ihren Drohungen. — Das ethische Bedürfnis, das den westfälischen Katholiken oder den Puritaner religiös macht: der Wunsch für sein Leben eine Leitung und eine Tiefe zu entdecken, fehlt hier.

Diese Unterschiede in den Grundlagen des Glaubens stehen in Wechselwirkung mit Unterschieden in seinem Inhalte oder genauer in der Art, wie der Gläubige sich seinen Inhalt vorstellt.

Die Ethik tritt hinter der Metaphysik zurück; und die Metaphysik ist in diesem Falle hauptsächlich Mythologie: Legendenglaube und Heiligenverehrung. — Zum Teil sind es historische, zum Teil psychologische Gründe, die der Mythologie den Vorrang sichern. Die indianischen Kulte, die die Kirche übernommen hat, fanden für ihren mythologischen Inhalt im metaphysisch angelegten spanisch-maurischen Christentum schon an sich einen günstigen Boden. Noch mehr begünstigten das Mythologische die Umstände der Uebernahme, indem gerade die neuen konkreten Symbole, an die sich die alten beibehaltenen urindianischen Zeremonien anknüpften,

die Heiligenbilder, Reliquienschreine, Wallfahrtskirchen, in gleich hohem Masse für das Volk und für die Kirche wichtig wurden, für das Volk als neue Mittelpunkte seines alten Kultus, für die Kirche als die sichtbaren Zeichen ihrer Herrschaft inmitten halbheidnischer Zeremonien. — Psychologisch wurde die Mythologie von der besonderen Geistesbeschaffenheit und wie in Südeuropa von der Kulturstufe des Mexicaners begünstigt. Der wichtigste von diesen psychologischen Gründen ist die Sichtbarkeit oder leichte Vorstellbarkeit, die den metaphysisch-mythologischen Wesen zukommt. Denn nur vor dem Vorstellbaren, also nur vor der Aussenwelt, zu der für ihn auch die metaphysischen Wesen gehören, empfindet der Naturmensch Scheu; und jenachdem die Furcht den Menschen stärker vor den dunklen Mächten des eigenen Innern oder vor den feindlichen Gewalten der Aussenwelt packt, steht auch der ethische oder der mythologische Inhalt seines Glaubens im Vordergrunde seines Bewusstseins. — Die Frömmigkeit stellt sich der Mexicaner also nicht so vor, dass er sein Leben nach dem Ge-

bote Gottes richte und sich dazu im Gebet Kraft und Heiligung hole, sondern so, dass er Gott und den Heiligen zuwillen sei und ihnen in der Kirche so oft wie möglich den Gruss entbiete. Die Heiligenbilder, an denen er dieser mythologischen Frömmigkeit genügen kann, werden seinen Augen in allen Kirchen mit möglichstem Nachdruck vorgeführt, nach spanischer Art barbarisch gekleidet und mit falschen Juwelen herausgeputzt, die Gekreuzigten ausserdem noch bluttriefend, mit Knieen, die bis auf die Knochen durchgeschunden sind, und grünlich verwesendem Fleisch, Greuelgestalten, die fast physiologisch-schmerzhaft wirken, der Stumpfheit der mexicanischen Sinne angepasst. Denn eine gewisse Gefühlsstärke bei der Begrüssung gehört sozusagen zur Höflichkeit, da der Heilige auch die Herzen erkennt; daher das Reizbedürfnis und unter gewissen Umständen das Kunstbedürfnis, das der mythologisch-religiöse Südländer in der Kirche empfindet; daher aber auch die extatischen und manchmal ergreifenden Mienen, die man hier von fratzenhaften Bildwerken erlebt. Die Gemütsbewegung, die in der Kirche so stark

sein kann, überdauert aber nur selten den Augenblick, weil selbst der bigotte Mexicaner gar nicht den Wunsch hat, sich hier, wie etwa der germanische Christ, eine dauernde Stärkung für den Tag zu holen. Die Andacht hat ihren Zweck, den mächtigen Heiligen günstig zu stimmen, durch ihre Inbrunst selbst erreicht, da sie dem Andächtigen für die Tagesarbeit nicht eigene Kraft sondern blos einen Bundesgenossen sichern soll.

Die Gewalt, die die Kirche auf Grund dieser Geschichte und dieser Psychologie hier ausübt, ist ungeheuer. Sie nimmt unter den lebendigen, schaffenden und erhaltenden Kräften des mexicanischen Volkskörpers die erste Stelle ein und übertrifft an Macht in materiellen und geistigen Dingen den Staat und selbst das Geld. Wo ein Plantagenbesitzer durch Lohnerhöhungen nichts erreichen kann, genügt ein Wort des Priesters, um die Bauern zur Überschicht zu bestimmen; Bestohlene wenden sich, wenn sie einen Verdacht inbetreff des Thäters haben, nicht an den Richter, sondern an den Beichtvater des gemutmassten Diebes. So thun die Priester mehr als die Polizei um Vergehen zu verhüten, um Streitig-

keiten beizulegen, um äusserlich die Gesellschaft zusammenzuhalten. Und auch innerlich ist ihr Wort für die meisten die einzige tiefer dringende geistige Anregung und deshalb der Hauptinhalt ihrer geistigen Gemeinschaft mit ihren Landsleuten. — Mehr noch fast als in Rom erfüllt daher hier die Gotteshäuser beständig das leise Gemurmel der Betenden. Scharen von Männern und Weibern knieen immer vor den Heiligenbildern, und gerade die Männer überwiegen: Leute aus dem Volk, deren Ponchos in dunklerem Rot neben dem Scharlach der Chorknabengewänder im Weihrauchnebel um den Altären leuchten. Das Nationalheiligtum von Guadalupe ist der Rückgrat der mexicanischen Nationalität, das, was alle Provinzen und Stämme des Landes am stärksten zusammenhält. Bis in die entfernten Gebirgsthäler, bei Stämmen, die kein Spanisch verstehen und kaum zum Christentum bekehrt sind, soll man die Kopien der blassen von einem mandelförmigen Glorienschein ganz umrahmten Madonna treffen; und seitdem sie Hidalgo, der erste Held der Befreiungskriege, auf seinen Fahnen den mexicanischen Freiheitsscharen

vorangetragen hat, ist sie auch für die liberale Partei das höchste Symbol des mexicanischen Patriotismus geworden. Der Dom, in dem das Wunderbild steht, liegt vor den Thoren der Hauptstadt, auf dem Boden, den früher ein weitberühmter indianischer Tempel, der der Göttermutter der Azteken geweiht war, einnahm. Schon jetzt, da kein Fest ist, füllt die Kirche eine beständig wechselnde Menge. Fortwährend rutschen neue Prozessionen von dunklen, inbrünstig blickenden Männern und Weibern, Kerzen haltend und wie im Takte Gebete murmelnd, auf den Knieen die Schiffe hinauf bis ans massive silberne Gitter, das den Hochaltar und das heilige Bild vom Volke trennt. Wie ein Bienensummen schweben die Gebete über dem Pilgerschwarm, der sich langsam vorwärtsbewegt. Am zwölften Dezember aber, am Tage von Guadalupe, versammeln sich hier jedesmal an die hunderttausend Indianer aus allen, auch den fernsten Teilen von Mexico und führen in den alten heimischen Federtrachten, von den katholischen Priestern unbehelligt, ihre eigenen Riten und Tänze in und um dem Heiligtum auf.

Das Nationalgefühl besteht zum Teil in dieser gemeinschaftlichen von der Kirche geförderten Verehrung der Madonna von Guadalupe; zum Teil ist es seinem Ursprunge nach der Hass gegen das Aussaugungssystem der spanischen Beamtenschaft, ein Ressentiment, dem das Volk und seine Führer einen idealen Grund in ihrer den Spaniern fremden Stammeszugehörigkeit und Heimat erfanden. Es fusst also mit allen Wurzeln im indianischen, nicht im spanischen Blut, das der Mexicaner in den Adern hat. Cortez hat hier kein Denkmal; nicht einmal eine Strasse; nur ein einziges armes Erinnerungszeichen; eine Cypresse in einer staubigen Vorstadt inmitten von elenden Baracken und Pulquewirtschaften. Unter diesem Baume sass der Eroberer in der Nacht vom ersten Juli 1520 besiegt durch Montezuma und bitterlich weinend. — Das Denkmal des letzten, von Cortez grausam gefolterten Aztekenkaisers Guatemoc steht an der schönsten Stelle der Stadt, in der grossen Allee nach Chapultepec hinaus, die als Corso dient. Und das Standbild gehört zu den wenigen modernen Denkmälern, die nichts Kleinliches oder Theatra-

lisches an sich haben. Der Kaiser schreitet, den Speer offenbar gegen seine spanischen Bedränger leicht erhebend, ruhig vorwärts; der Blick ist fest in die Ferne gerichtet, den Kopf bedeckt der mächtige, gefiederte Helm der Aztekenkrieger. Ringsum weitet sich die Allee zum Kreise; zwischen den Stämmen der alten Akazien erscheint in der Ferne der Grat der Cordilleren; und dahinter geht abends in flammender Pracht die Sonne unter.

Den Abfall vom Mutterlande empfindet der Mexicaner nicht wie der Nordamerikaner als Absplitterung von seinem Stammvolk, sondern als Befreiung vom Joch eines fremden Volkes, oder sozusagen als den Anfang der Wiedereroberung ihrer Heimat durch die dunkle Rasse. Vielleicht ein Traum! da der romanische Geist den Mexicanern doch tief genug eingeprägt ist, um zu verhindern, dass sie je wieder dem Volke, das Cortez vorfand, gleichen könnten; aber kein gleichgültiger, weil gerade die Sehnsucht bestimmt, welche von den Realitäten, die ein Volk unsichtbar umschweben, zur Entladung und Wirksamkeit kommen.

Der mexicanische Staat ist seit dem Befreiungskriege, was er den Verhältnissen und dem Volkscharakter nach sein muss, das heisst brutal, auf die Kirche als mächtigere Nebenbuhlerin neidisch und selber dabei ohne selbständige innere Kohäsionskraft; die Beamtenschaft zum grossen Teil bestechlich und erpresserisch, weil die geistigen Voraussetzungen und das Milieu für eine aus persönlichen Gründen festgehaltene Ehrlichkeit fehlen; die Politik, ausser in ihrer Kirchenfeindschaft rein persönlich, weil Ideen ja hier nie zu Motiven breiterer Volksschichten werden können, und auch den natürlichen Volksgruppierungen das gesellschaftliche Gefühl fehlt, um die Interessen ihrer Gruppe zu erkennen oder geltend zu machen. Da der jeweilig bestehenden Regierung jede ernsthaft zu nehmende Sanktion, ausser der durch Gewaltstreiche erlangten und zu persönlichen Zwecken ausgebeuteten Macht fehlt, unterschied sie sich bis vor Kurzem, trotz einzelner für ihre Person dem Stehlen abholder Männer, von den Briganten-Associationen, die über das ganze Land hin bald hier als kleine Räuberbanden die Chausseen unsicher

machten und bald dort als Gewaltherrschaften ganze Provinzen aussogen, eigentlich in nichts ausser darin, dass sie unter diesen Banditengesellschaften die mächtigste war, der nach innen das ausgedehnteste Plünderungsgebiet und von aussen diplomatische Anerkennung, Orden, und Freundschaftsverträge mit fremden Souveränen zuteil geworden waren.

Diaz aber, das Haupt der zuletzt an die Staatskassen gelangten Politiker und Soldatenbande, ist jetzt schon zwölf Jahre Präsident der Republik. Als soldatisch-gedrillter und mit den reicheren Grausamkeitsmitteln des neunzehnten Jahrhunderts arbeitender Ludwig XI. oder Cäsar Borgia dient er, geschickter als seine Amtsvorgänger, zu gleicher Zeit seinem Ehrgeiz, seinem Bankkonto und seinem spätestens am eigenen Wirken erwachsenen Patriotismus. Er unterdrückt die unabhängigen Briganten im Lande und das offene Plündern der vom Staate Angestellten und verbindet damit ein Geschäft für sich, indem er Gewinnbeteiligungen an den zahlreichen Unternehmungen annimmt, die infolge seines Regiments aufzublühen anfangen. Das Land macht, während

es früher bei den fortwährenden „Revolutionen“ nicht zur Ruhe kam und verarmte, jetzt Fortschritte, durch die es zur zweiten wirtschaftlichen Grossmacht Amerikas werden muss, falls Diaz am Ruder bleibt. Es fragt sich nur, wem dieser Aufschwung frommen wird, ob den Mexicanern oder fremden Kapitalisten. Diaz aber hat seine bei einem Jahresgehalt von fünfzehntausend Thalern verdienten Millionen in englische Banken in Sicherheit gebracht.

Seine Ziele hat Diaz erreicht, weil er seine Mittel dem Charakter des Volks anpasste. Dass aber solche Mittel, wie er sie gebraucht, nötig und sogar dass sie anwendbar sind, kennzeichnet noch einmal dieses Volk Mexicos und seine Befähigung zum Gesellschaftsleben. — — Nominell ist Mexico eine Föderativ-Republik mit Zweikammersystem und einem alle vier Jahre vom Volke zu wählenden Präsidenten; und die gegenwärtige Regierung nennt sich liberal. Allerdings heisst liberal hier nicht wie etwa in England oder bei uns wirtschaftlich und politisch individualistisch, sondern nach Art von Frankreich,

Spanien, Italien und von allen andern katholischen Ländern antiklerikal; nach Geist und Geschichte sind ja die nordeuropäischen und die katholischen Liberalen andere Parteien, haben andere Fehler, und wenn sie Vorzüge haben, andere Vorzüge. Aber die mexicanischen Liberalen chikanieren nicht nur die Kirche, sondern haben dem Volke selbst und jedem Einzelnen im Volke seine Rechte genommen. Zunächst das Wahlrecht. Wo noch Wahlen markiert werden, sind es Scheinzeremonien, und in vielen Provinzen geben sich die Gouverneure nicht einmal mehr die Mühe, ein erdichtetes Wahlresultat zu verkünden. Diaz wählt alle vier Jahre feierlich sich selber wieder zum Präsidenten; und in der Zwischenzeit ernennt er auch, so oft es nötig ist, die Mitglieder der Volksvertretung und die verfassungsmässig vom Volk zu erwählenden Provinz-Gouverneure. Die liberale Regierung hat aus der konstitutionellen Republik eine unumschränkte Monarchie gemacht. Wer protestiert, kommt um; das heisst er fällt der Ley Fuga zum Opfer, der geistvollen Handhabung der Polizeibefugnis, auf fliehende Arre-

stanten zu schiessen. Missvergnügte Personen werden arretiert, fliehen und werden erschossen. Prozesse werden dadurch vermieden und die Entscheidungen Gerichten entzogen, die trotz des Regierungsdruckes auch für Privatbestechungen nicht unzugänglich sein könnten. Namentlich aber erschüttert solch plötzlicher Tod die Phantasie des Volkes viel stärker als gesetzmässige Hinrichtungen. Wie Kunst und Religion in Mexico greller Farben und hyperphantastischer Darstellungen bedürfen, so soll der Schrecken nach aller kompetenter Beurteiler Meinung das einzige Mittel sein, hier staatlich einen Eindruck zu machen. Das Volk wehrt sich nicht, erstens weil der Einzelne sich bei dem so hergestellten Frieden wohler und vielleicht sogar sicherer fühlt, als bei den Bürgerkriegen früher; zweitens weil das einzige gesetzliche Mittel dagegen die gerichtliche Klage der Verwandten des Toten gegen den Todesvollstrecker wäre, und die Gerichte die Sache dann so lange verschleppen würden, bis die Verwandten und die Mörder ebenfalls gestorben wären; und schliesslich weil zu Revolutionen, eben infolge

der Handhabung der Ley Fuga, vorläufig der Mut fehlt. Zur Zeit erfolgt auf dem Ley Fuga-Wege hauptsächlich die Beseitigung von unbequemen Generälen, Briganten und Politikern, so unter anderem vor einiger Zeit die des Gouverneurs der Provinz Zacatecas. Aber manchmal sind doch die Folgen auch tragisch. Vor einigen Jahren entdeckte der Gouverneur von Veracruz angeblich eine Verschwörung, deren Hauptmitglieder die Söhne von Männern sein sollten, die ihm politisch verfeindet waren. Er telegraphiert das nach Mexico und bittet um Instruktionen. Diaz depeschiert zurück: Matanlos Todos: Alle töten. Noch in derselben Nacht liess der Gouverneur neun junge Leute von neunzehn und zwanzig Jahren in ihren Wohnungen überfallen und auf der Stelle unter ihrem eigenen Dache umbringen. Die Leichen wurden den Eltern, durch den Rücken geschossen, zur Verfügung gestellt. — G., der selber Parlamentarier, also Diaz-Anhänger ist, sagte neulich zu mir: „Nous ne sommes pas en république, nous sommes en Russie, et encore! . . . . Wir geniessen umgekehrt wie Russland eine republika-

nische Staatsverfassung, die durch den Mord von oben gemässigt wird.

Mexico, den 22. November 1897.

Nachmittags zum letzten Male mit C. in seinem Tilbury zum Corso. Die Wagen sind tadellos, Kutscher und Geschirr wie in Rom oder Madrid, beste Londoner Imitation, und schnell und hochtrabende Pferde. T., der Schwiegersohn des Präsidenten hat eine Mailcoach, die selbst in England Figur machen würde Der Jockey-Klub an der Calle San Francisco ist der alte Palast der Familie Cortez; aussen ganz mit bunten Majolikakacheln inkrustiert; das Treppenhaus ein Juwel von vornehm-heiterer Eleganz; oben die Räume nach Art englischer Klubs eingerichtet, Speisezimmer in dunklem Mahagoni und Lese- und Spiel-Räume mit niedrigen, tiefen Ledersesseln. Ich bin für die Dauer meines Aufenthaltes Mitglied gewesen. Abends ist viel Verkehr: Gutsbesitzer, grosse Unternehmer, Politiker, im Smoking, rauchend und hoch

spielend; alle nach südlicher Art mehr als liebenswürdig. Man glaubt es kaum, dass diese Mailcoachfahrer und Ecartéspieler nach den Grundsätzen der Malatesta und Borgia regiert werden. C. versichert, dass gerade sie, diese oberen Klassen weissen oder gemischten Blutes, welche die Politiker-Kaste bilden, die Ley Fuga unentbehrlich machen.

Teotihuacan, 12. November 1896.

Mit dem Frühzuge nach San Juan Teotihuacan. Die Morgennebel waren über den Seeen noch nicht zerstäubt und lagen dicht auf den Wiesen; vor den Lehmhütten der Dörfer spielten die kleinen Indianerkinder; an den weissen Bahnstationen gingen die buntgekleideten Marktweiber mit vollen Körben auf dem Kopfe am Zuge entlang, und über den Halmen der Maisfelder stieg, wie Fudjiyama auf einem Holzschnitt von Hokusai, der Kegel des Popocatepetl schlank und unbewölkt am Himmel auf.

Das Ruinenfeld von Teotihuacan liegt in dem grossen reich bebauten Thal, das sich vom Texcocosee östlich bis zu den blauen Bergzügen von Veracruz und Puebla erstreckt. Es ist das mexicanische Gizeh.

— Zuerst hält es schwer, sich im Wirrwarr von Pyramiden und Schuttkegeln, die die Ebene bedecken, zurecht zu finden; aber allmählich erkennt man den Plan des Ganzen als den einer einzigen Tempelanlage, die an Ausdehnung zu den gewaltigsten gehört, deren Spuren sich auf Erden erhalten haben: in der Mitte eine grosse Pyramide, noch heute über zweihundert Fuss hoch und fast achthundert Fuss im Geviert; zu beiden Seiten, nach Norden und Süden, zwei weniger hohe, die durch eine breite Feststrasse verbunden sind; an diesem heiligen Wege in regelmässigen Abständen zahlreiche kleine Kegel, die ihn auch dort begleiten, wo er in weiten Bogen an seinen Endpunkten die zwei niedrigeren Pyramiden umkreist und zu Festplätzen sich weitet; und an allen drei Pyramiden die Überreste von Treppenanlagen, die schnurgerade und steil zu den auf der obersten Terrasse errichteten Tempeln emporführten; auch diese Treppenfluchten breit und von gewaltigem Maasse der Stufen. In Allem giebt sich das Bestreben kund, die Stimmung durch massige Schwere und feierliche Langsamkeit zu beeinflussen, auf das Gefühl durch das Gewicht

zu wirken, das das Bauwerk zur Schau trug, und durch die Zeit, die der sich Nahende gebrauchte, um vom Eingang des geweihten Bezirks zur Weihestätte selbst zu gelangen; ein Bestreben, das nicht den Mexicanern oder Tolteken eigen, sondern allen früheren Stadien religiöser Kultur gemein und auf Eigenschaften berechnet ist, die, wie es scheint, zu den ältesten des menschlichen Geistes gehören. Die Grösse des Gewichts und die Länge der Zeit müssen zu den Vorstellungen gehören, die sich am ersten und allgemeinsten mit starken subjektiven Gefühlen verbunden haben und vermöge deren man daher am frühsten durch die Sinne zum Herzen dringen konnte; es sind die Zeichen, durch die überall, wo Reste alter Kultur erhalten sind, in Ägypten und Indien, in Assyrien und Siam ebenso wie hier in der Vorzeit Priester und Könige zum Volke sprachen.

Der Überlieferung nach soll die Tempelstadt von Teotihuacan den Lichtgottheiten, der Sonne, den Sternen und dem Monde heilig gewesen sein. Das Bild, das das Heiligtum ursprünglich bot, ist mit Hilfe der Schilderungen der Konquistadoren und der in

Vielem dieser Anlage so merkwürdig gleichenden japanischen Tempelbauten nicht schwer zu ergänzen: die breite, feierliche Feststrasse, auf beiden Seiten von kleinen Tempeln oder Totendenkmälern begleitet und im Schatten uralter Bäume von geweihter Stätte zu geweihter Stätte führend; nach beiden Seiten der Blick auf die in breiten Absätzen machtvoll emporstrebenden Massen der Tempelfundamente, an denen von Stufe zu Stufe die Priesterprozessionen aus dem Schatten der Haine in das heilige Licht emporstiegen; und oben der grausig wilde Opferritus: das dem aufgeschnittenen Leibe entrissene und noch zuckend der Sonne und den lichtstrahlenden Gletschern ringsum geweihte Menschenherz. Das Bild sehen wir; aber die Gefühle, die damals die Brust des versammelten Volkes und des Opferpriesters, der den heiligen Mord vollzog, bewegten, sind auf ewig dahin: selbst die Phantasie vermag nichts mehr zur Erweckung dieses toten Stükkes Menschheitsseele. Nur eins ist sicher, dass hier etwas Gewaltiges gestorben ist, etwas, das sich zu unserer Kultur und zu unseren Seelen, aus denen die grosse, als heilig empfundene Grausamkeit geschwunden ist, so

verhält wie die Flammenwelt, die die Berge und Vulkane ringsum geboren hat, zu der Nützlichkeitswelt, deren Felder und Pflanzungen heute das Thal bedecken.

Wie überall, wo gewaltige, noch nicht wissenschaftlich sterilisierte Überreste alter Kultur vorhanden sind, blüht auch auf diesen Ruinen üppig das bunte Kraut der Legenden und Hypothesen, von den düsteren Sagen des ringsum wohnenden braunen Volks, das die Riesentrümmer als die Wohnungen geheimnisvoller und mächtiger Geister fürchtet, bis zu den in der Hauptstadt zahlreichen Halbgelehrten, deren Seele sich um irgend eine zur fixen Idee versteinerte Theorie wie zu einer psychologischen Neubildung krystallisiert hat, und die sich um wissenschaftliche Fragen: ob die Riten und Religionen von Teotihuacan mit denen des ägyptischen Hermes identisch sind, oder ob die älteste mexicanische Kultur ein Überrest der vor zehn Jahrtausenden in den Ozean versunkenen des Landes Atlantis sei, wie um etwas Wichtiges streiten. Der Hauptvertreter der hermetischen Theorie, der sich langsam verhungern lässt, um das Geld zu gewissen geheim gehaltenen Ausgrabungen zu sparen,

glaubt, vielleicht mit Recht, dass sein atlantischer Gegner ihm nach dem Leben trachtet. Der Charme des mexicanischen Altertums besteht zum Teil in dieser ersten, psychologischen Flora auf dem Neuentdeckten. Es giebt uns das Schauspiel eines ähnlich phantastischen Lebens und einer ähnlichen Fluidität und traumartigen Unbestimmtheit der Formen, wie es Hellas und Rom dem Mittelalter boten; der Zauberer Virgil ist hier noch aktuell.

Abends, in Mexico, spielte auf der Plaza Mayor die Militärmusik, meistens Potpourris aus Bellini und Donizetti: Ein dichtes Publikum drängte sich auf dem grossen Platz, rauchte Cigaretten, spielte Ball oder promenierte langsam durcheinander in der Runde herum. Die Frauen trugen Fächer und Mantillen, die Männer Ohrringe, spitze, breitkrämpige Hüte und scharlachrote oder mauerfarbene Banditenmäntel. Es war bei der Zirkusmusik im elektrischen Licht vor der grossen Kulisse des Domes wie ein Monsterchor aus Zampa.

Besteigung des Popocatepetl
14./15. November 1896.

Um acht Uhr früh nach Amecameca abgefahren, von wo aus der Vulkan am leichtesten zu besteigen ist. Der Sekundärbahnzug hält an jeder Station zwischen fünf und fünfundzwanzig Minuten; während dieser Zeit gehen die Reisenden im Schatten Korso; an den Coupeefenstern wird geflirtet; ganze Familien kommen vom Lande herein, um durchreisende Bekannte zu besuchen, und im Innern der Wagen, die nach Art der D-Züge ineinandergehen, bieten Hökerinnen Milch und Knoblauchkuchen feil. An jeder Haltestelle geniesst man dasselbe Schauspiel und denselben Geruch. Unter diesen Umständen haben wir uns auf der zweistündigen Fahrt von Mexico nach Amecameca um eine Stunde verspätet.

In Amecameca dagegen ging alles unverhofft schnell, dank den Briefen, die mir der General O., dem der Popocatepetl gehört, an seine Beamten mitgegeben hatte. Nach zwei Stunden, gegen ein Uhr, ritten wir durch das andere Ende des kleinen von klaren Gebirgsbächen durchströmten Ortes gletscher-

bereit hinaus, im ganzen fünf Mann; ich, zwei Führer, ein Pferdehalter, und ein Mestize, der sich aus nicht zu erforschenden Gründen, vielleicht als Koch, angeschlossen hat. Die beiden Führer und der Pferdehalter sind Vollblutindianer.

Der Weg steigt zuerst zwischen Kulturen leise an; rechts und links sind Korn- und Weizenfelder, die sich in grossen Teppichstücken zwischen den bewaldeten Gebirgshängen ausstrecken; oben lagern heute auf den Bergen Nebelmassen, die die Schneespitzen verhüllen; die Gegend gleicht bis auf die braunen Feldarbeiter und die Kaktushecken dem Thal von Innsbruck.

Nach anderthalb Stunden hört die Strasse auf. Steil geht es durch trockene Flussläufe und Felsenschluchten aufwärts. Unter uns senkt sich allmählich das Thal. Von Zeit zu Zeit begegnen uns noch Züge von Packtieren, dahinter die Treiber barfuss in Poncho und Spitzhut. Der Wald fängt an, nordisch zu werden; die Kiefer verdrängt die anderen Bäume, und am Boden wachsen deutsche Waldblumen.

Als wir etwa elftausend Fuss hoch sind, bricht

die Dunkelheit herein. Hier beginnen die Grasmatten; Kühe, grossgehörnte Prachttiere, weiden da jahraus jahrein im Freien. Von unserem Zuge aufgescheucht sprengen sie im Mondlicht wie grosses Wild in Rudeln davon. Und jetzt schimmern über uns plötzlich durch Wolkenrisse Schneehänge.

Dreizehntausend Fuss hoch in einem Gebirgsthal liegt der Rancho des Generals O., in dem wir übernachten sollen, drei dicht aneinandergelehnte Bretterhütten, die plötzlich inmitten einer Wüstenei von umgehauenen und halbverkohlten Kiefernstämmne im Helldunkel vor uns auftauchen. In der einen sind Reste eines Stalles und einer Krippe. In der anderen dicht daneben sollen wir schlafen. Mitten im Raume, im niedrigen, kreisrunden Herd, wird auf dem Erdboden mit feuchtem, knatterndem Reisig Feuer angelegt. Die Decke läuft spitz zu und empfängt nur unten an den Seiten den Feuerschein; in der Mitte steigt sie in die Dunkelheit auf. An der vom Berge geschützten Wand des Raumes liegt noch eine alte, verfilzte Streu. Der Rauch zieht, so gut er kann, durch die offene Thür oder durch un-

dichte Stellen der Decke ab. Um das Feuer hocken schweigend meine vier Rothäute. Es ist Biwakstimmung, aber unter welchen Gestalten!

Bald nach dem Abendbrot wird die Streu mit Mänteln belegt; die Indianer wickeln sich in ihre Zarapes und schlafen ein. Allmählich verlischt das Feuer und nur ein Mondstrahl, der durch eine Öffnung im Dache dringt, erhellt schwach noch den Herd und eine in ihren Mantel gehüllt dahingestreckte regelmässig atmende Gestalt. Mich aber verfolgt im halben Wachen wie ein Fiebertraum von Stunde zu Stunde das Geräusch der jenseits der Bretterwand kauenden und mit ihren Halftern an die Krippen schlagenden Pferde . . . .

Endlich gegen zwei Uhr wird zum Abmarsch aufgestanden. Die Nacht ist vollkommen still und klar. Der Himmel senkt sich sternenfunkelnd in die Ebene hinab. Der Vulkan ragt dunkel und riesenhaft in seine Klarheit hinauf; die Aschenwände unten verschwimmen in Finsternis; oben aber leuchten Eisfelder im tropischen Glanz der Nacht wie weisse von Sternen beschienene Wolkenstreifen. Der Weg führt

über Gras und Bimsteingeröll aufwärts durch Nadelwald. Eine leichte Brise bewegt die Kiefernwipfel vor den Sternen auf und ab. Dann werden die Stämme lichter und hören ganz auf. Haide und Bimsteinfelder wechseln ab. Kleine, nicht zusammenhängende Schneestücke gehen allmählich in ein grosses Schneefeld über. Wir steigen in kurzen Zickzacklinien schnell aufwärts; bald erscheint der Wald schon weit unten wie eine tiefschwarze lichtlose Fläche, die das grauere Dunkel der Haide finster begrenzt. Über uns wächst allmählich der Berg an Masse; jetzt sind sein dunkler Umriss und das Himmelsgewölbe ringsum die ganze Landschaft. Je höher wir kommen, um so breiter wird die finstere Form und um so weiter auch entfaltet sich des Himmels Pracht; neue Sternbilder steigen aus der Tiefe auf, und die alten stehen am Himmelsabgrund uns gegenüber wie an einer schwarzen Wand. Wir sind am Fuss des Vulkankegels selbst angelangt; der Abhang wird steil, fünfundvierzig Grad; grosse Basaltblöcke lagern im Schnee, die von oben herabgerollt hier, wo der Fallwinkel flacher wird, liegen geblieben sind. Höher hinauf ragen Aschengrate aus

dem Schnee empor. Schwefeldampf quillt aus Klüften herauf und schwebt niedrig über dem Boden fort. Es ist gegen sechs Uhr. Nur einzelne Sterne glitzern noch. In der Dämmerung fangen entfernte Bergketten an, sich am Himmel unter uns abzuzeichnen; über ihnen lagern im Osten vor der wachsenden Helligkeit schwarze Wolkenstreifen; und unten wird das Wolkenmeer sichtbar, das wie im Sturme durcheinandergepeitscht die Thäler erfüllt und die Vorgebirge umfliesst. Wir sind sechzehntausendfünfhundert Fuss hoch; noch dreihundert Meter unter dem Kraterrande. Die Luft ist kalt und klar und dünn. Man hört den Schlag des eigenen Herzens ganz scharf in der grossen Stille. Und jetzt will die Sonne aufgehen. Das Weltenweihefest beginnt. In den Thälern regt sichs, und vom Nebelmeer lösen sich Wolkenzüge und schweben an Abgründen aufwärts; Dunstschleier schwinden von nahen Bergen und darunter erscheinen die Matten schon nebelhaft grün; Strahlen brechen aus den östlichen Tiefen weissflimmernd hervor und stehen am Himmel wie Unterpfande des kommenden Lichts: Himmel nnd Erde sind künftige Farbe, schweigendes

Werden. Da leuchtet das Eis am Kraterrand auf; und im selben Augenblick rollt das Licht wie ein Mantel an den Hängen des Berges herunter; am Erdenrande erscheint der Sonnenball. Die See, der er entsteigt, schwebt wie ferner Rauch bläulich durchsichtig in der schimmernden Rundung des Horizontes. Der Himmel erfüllt ganz das Auge wie auf dem Meer und der Ebene; nur grösser als dort; flammender, runder. Von allen Seiten umgiebt er uns hier; umstrahlt uns kupferglühend im Morgenrot; die Sonne umkreist uns, und unter uns liegt das Erdenrund im Himmelsblau wie ein zweites Gestirn.

●

Von diesem Augenblick ab wandelt sich mir was ich erlebe in eine Art von Traum. Mechanisch schleppen sich meine Glieder noch über Schnee und Eisstufen aufwärts bis an den Kraterrand; der Wille aber versinkt allmählich in traumartige Schwäche; und den ganzen Körper erfüllt ein Gefühl, das einer langsam sich verdichtenden Umwölkung der Sinne gleicht. Zugleich beginnen an Stelle der Bilder der

Aussenwelt die inneren Körpervorgänge sich immer deutlicher der Wahrnehmung aufzudrängen, das Herz; der Pulsschlag; das eigene Licht des Auges, das vor der Retina flimmert. Ich erinnere mich jetzt deutlich des Gebirges, das, von diesen Höhen gesehen, wie eine wellige Ebene unter uns ausgebreitet lag; ich sehe den Krater mit seinen riesenhaft aufgetürmten roten Basaltwänden und empfinde noch das Albtraumartige des Augenblicks, da wir zur Thalfahrt auf einer als Bockschlitten dienenden Matte in die fast senkrecht unter uns liegenden weissen Nebelmassen absausten; aber die Erinnerungen sind nicht wie die, die man an wachend Erlebtes hat, sondern wie die, die ein deutlicher Traum hinterlässt. Die Abkehr der Sinne von der Aussenwelt kann nur Schein sein; denn sonst würden diese Bilder, die damals nicht empfunden wurden, auch nicht im Gedächtnis haften. Aber die Aufmerksamkeit hört in diesen Höhen offenbar auf, sich den äusseren Dingen zuzuwenden; und so versinken deren Eindrücke anscheinend spurlos, wie Regentropfen in stille Gewässer. Es wäre von Interesse, die körperlichen Zustände, vor allem die des Ge-

hirns, genau zu kennen, die diesen Veränderungen des Seelenlebens in grossen Höhen entsprechen; zum Beispiel zu wissen, ob die Veränderung der Herzthätigkeit Ursache, oder wie die scheinbare Verdunkelung der Sinne, Folge der Willensschwäche ist; die Untersuchung würde einiges Licht auf die so ähnlichen visionären Zustände werfen, bei denen wahrscheinlich blos noch eine Umdeutung der inneren Vorgänge durch die Phantasie zu den auch die Höhenkrankheit begleitenden Symptomen hinzutritt, und manche Erscheinungen des künstlerischen und dekadenten Schaffens erhellen.

Heute Nachmittag haben wir in kaum drei Stunden im Laufschritt, meistens zu Fuss, die Pferde vor uns hertreibend, den Abstieg von zweitausend Metern vom Rancho bis nach Amecameca zurückgelegt. Auf dieser halsbrecherischen Tour über harten Boden, durch Gebirgsbäche und Schluchten abwärts, ist keines von den kleinen struppigen Tieren auch nur gestrauchelt.

Oaxaca, 17. November 1896.

Die Bahnstrecke hierher durch die Cordilleren gleicht an Wildheit den Gotthardpässen; schäumende Gewässer und Bergschluchten, in die durch Bananen und Dattelpalmen Schnee und blauviolette Gebirgsspitzen herabscheinen.

Man muss auf den Bahnhöfen die Begrüssungs- und Abschiedsszenen beobachten; die Männer umarmen sich wie bei uns Monarchen; der einfache Handdruck ist nicht sinnenfällig genug. Was wir theatralisch nennen, weil wir es nur in Rampenlicht oder vor Reportern brauchen, muss hier schon im täglichen Verkehr und am hellen Tage angewendet werden. Der Südländer schauspielert nicht; er gebraucht nur die einem weniger scharfen Wahrnehmungsvermögen adäquaten Zeichen.

Oaxaca — die Stadt, nach deren milder Höhenklarheit sich in kranken Tagen Nietzsche sehnte — habe ich nur im Mondenschein gesehen, und da nur den grossen Platz, auf dem zwischen einem Musiktempel und der Barockkathedrale eine braune Menschheit lustwandelte. Keine Laternen; nur der Vollmond

auf dem Dom, der abseits des Platzes theatralisch einsam auf einer weiten mit Steinfliessen belegten Terrasse steht. Die Musik spielte ohne Lichter verborgen in einem Orangenhain; und wenn sie schwieg, hörte man unter den Bäumen das Plätschern unsichtbarer Brunnen und das leise Schürfen von blossen Füssen auf dem Kies .... So muss Italien vor dem Risorgimento gewesen sein; Pisa oder Perugia in den fünfziger Jahren.

●

Mitla, 18./19. November 1896.

Von Oaxaca nach Mitla fährt man im Maultierwagen. Die erste Strecke bis Tlacolula ist ein Teil der grossen Handelsstrasse, die von der Hauptstadt nach Acapulco an den stillen Ozean hinunterführt. Früher war die Strasse wegen der Frequenz des Verkehrs und der Zerrissenheit des Gebirges, durch das sie hinabsteigt, eine der unsichersten von Mexico. Die Ley Fuga und der gegenwärtige Präsident haben das geändert. Diaz beförderte zu Anfang seiner Re-

gierung eine Anzahl von angesehenen Brigantenhauptleuten dieser Provinz zu Obersten der regulären Armee und schickte sie dann mit ihren Regimentern gegen ihre früheren Kameraden. Da die neuen Kommandeure alle Schlupfwinkel kannten, mussten die Briganten ihr Handwerk lassen. Die, die nicht zu Offizieren ernannt oder leyfugiert worden waren, verarmten; und jetzt trifft man sie an den Bahnhöfen der Hauptstadt kärglich ihr Brod als halbgeduldete Taschendiebe verdienend.

Hinter Tlacolula verödet die Gegend. Über rauhen Steingrund gelangt man nach zwei Stunden zu einer schroff emporsteigenden, von kyklopischen Mauerringen gekrönten Felsenkuppe. Es ist die Akropolis von Mitla. Dahinter liegt das Totenthal.

Mictlan, das Haus des Todes, oder Liobäa, die Wohnungen des Friedens, nannten es die Alten. Von drei Seiten umschliessen es kahle Basaltwände; von der vierten führt der passartige Eingang an der Akropolis vorüber ins Thal hinein. Zur Zeit der Zapotekenherrschaft bedeckten die Ebene von Ende zu Ende Paläste und Tempel dem Tode geweiht; hier wurden

die Fürsten und Vornehmen des Reichs bestattet; und die Felsenfeste schützte ihre Gebeine. Von den Azteken als letztes und festestes Bollwerk des Zapotekenreiches erobert, ging die heilige Stadt in Flammen auf. Und dann plünderten was übrig geblieben war, die Spanier.

Heute noch stehen die Trümmer von drei Tempelpyramiden und von vier der grossen Totenpaläste. Niedrig, massig, weit auf Terrassen hingelagert, steigen die erhaltenen Paläste am nordöstlichen Abhang des Thales auf. Ein Wildbach, der tief in das steinige Thal einschneidet, trennt sie vom Dorf, das heute Mitla heisst. Bei allen Vieren ist der Grundriss gleich; jedesmal liegen um drei Höfe je vier lange, schmale, fensterlose Säle, unter denen sich unterirdisch wieder Hallen und Gewölbe als Ruhestätten der Toten hinziehen. Die Steine, aus denen die oberirdischen Thore und Thüren aufgetürmt sind, haben an Grösse nur an indischen oder ägyptischen Bauten ihresgleichen; aber die Porphyrsäulen, die die Decken stützen, die Architravblöcke, die auf den Monolithen lasten, die Thürschwellen, die wie Felsen

jetzt aus dem Erdboden aufragen, alle sind sie, wie die Schnittfläche der Steine erkennen lassen, mit den einfachen steinernen Werkzeugen der Steinzeit bearbeitet. — Wie im Kontrast zu diesen Blöcken umkleidet dann innen und aussen die Gebäude die zierlichste, feingemeisselte und kolorierte Ornamentik. Bis etwa einen Meter über den Boden waren die Mauern und Wände mit mennigrotem poliertem Stuck verkleidet; die Überreste haften noch hier und dort glatt und glänzend am Steine. Darüber ziehen sich bis zur Decke übereinander drei friesartige Streifen bizarrer, eckiger Zickzackmuster hin, die aus kleinen, sorgfältig in die Hausteinblöcke gefügten Sandsteinstückchen zusammengesetzt sind und erhaben aus der Wand herausstehen. Der Grund des Mosaiks war dunkelrot gefärbt; die erhabenen Steinchen braun oder gelb. Die Wände glichen orientalischen Teppichen. Im Innern waren zwischen den grossen Mosaikmustern an einzelnen Stellen noch bandartig schmale Streifen glatten Stucks angebracht, über die die Reste einer aus feinen weissen und gelben Linien bestehenden Bilderschrift hinlaufen. — In diesen

überirdischen Sälen wohnten die Priester des Totenkultes und in gewissen Monaten der König und die Grossen des Reiches.

Wohl nie sind die Wohnungen des Todes so nah mit denen von Lebenden, noch das Leben und die Existenz selbst eines Volkes so eng mit den Gebeinen seiner Toten verbunden gewesen, wie hier in Mitla, das das Gräberfeld und zugleich das Heiligtum und die Festung einer Rasse gewesen ist. Es ist, als hätten erst die Toten und die Lebenden zusammen hier die Volksgenossenschaft ausgemacht; und zum Vergleich drängt sich der Gräberkultus und die Shintoreligion der Mongolen und Japaner auf.

Die Empfindungen, die bei diesem Kultus das Volk hatte, möchte man aus den Bauten und der Landschaft, in die sie hineingesetzt sind, erschliessen. Aus diesen öden Basaltwänden, vor deren Kahlheit die dunkle Farbenpracht der Totenpaläste glühte, scheint eine düstere Volksphantasie, das Bedürfnis nach tragischen, tieferschütternden Eindrücken, und ein triebhaftes Empfinden für das Ernste und Furchtbare in der Natur zu reden. Und vielleicht haben in der

That diese oder ähnliche Gefühle ebensosehr wie der Wunsch, das Heiligste, die Gebeine der Vorfahren, am sichersten Ort, im entlegensten Thal zu bergen, die Wahl gerade dieses unter allen Hochthälern des Landes bestimmt; unser scheinbar durch Zufälle entstandenes Landschaftsempfinden wäre demjenigen dieser Rasse konform gewesen, die von uns durch alles geschieden ist, was Menschen und Völker trennen kann.

Hier zeigt sich im Einzelnen, was auch im Grossen angesichts der altamerikanischen Kultur am tiefsten bewegt: die geheimnisvollen Verwandtschaften zwischen diesen Resten und denen der alten europäisch-asiatischen Kultur und die innere Notwendigkeit aller menschlichen Entwicklung, die dadurch bezeugt wird, dass hier ganz unabhängig von der andern europäischen Zivilisation, nur um drei bis vier Jahrtausende verspätet, eine menschliche Kultur ihren Lauf begonnen hatte, die auf demselben Wege war, der in der alten Welt von Chaldäa und Ägypten zu Goethe und Kant geführt hat. Man könnte glauben, dass, wenn die alte Welt in den Ozean ver-

sunken wäre, hier in Mittelamerika nicht nur Gelehrte, sondern auch Religionsstifter, Philosophen und Künstler mit denselben oder mit ganz ähnlichen Gedanken entstanden wären, wie die, in denen wir jetzt den Wert der Menschheit sehen. Das Nichtsein aller europäisch-asiatischen Helden und Völker hätte die Geschichte der Menschheit vielleicht nur um fünf Jahrtausende verspätet. Die amerikanische Kultur eröffnet ähnliche Ausblicke und stellt ähnliche Dilemmen, wie wenn auf einem fremden Stern Menschen und eine menschliche Kultur entdeckt würden.

●

Das Dorf jenseits des Wildbachs heisst offiziell San-Pablo de Mitla, und der Name, mexicanischer Stamm und christlicher Firnis, bezeichnet sehr gut die Kultur seiner Bewohner, die die Nachkommen der Palasterbauer sein sollen. Neben den Ruinen der Bauten die Ruinen der Rasse. Der Ackerbürger, bei dem ich mich einquartiert habe, ist Mestize und als solcher eine Ausnahme an Wohlhabenheit; er besitzt

ein schönes Stück Land und ein hübsches Haus, das nach spanisch-mexicanischer Art sich einstöckig und fensterlos um einen inneren Arkadenhof zieht, auf dem Orangenbäume mit reifen Früchten und grosse Rosenstöcke wirr durcheinanderwuchern. — Die Anderen, die Indianer, sind ein armes, schmutziges Pack. Ihre Höfe liegen von hohen Agavenhecken umgeben dicht nebeneinander an schmalen Wegen, auf denen sich halbnackte Kinder mit mageren Hunden und Schweinen tummeln. Die Hütten sind aus Lehm oder geflochtenen Bambusmatten. Der Indianer baut auf seinem Felde nur gerade soviel, wie er für sich und seine Familie zum Unterhalt braucht: ein wenig Korn und einige Magueypflanzen zur Pulquegewinnung. Mehr als diesen engsten Familienbedarf an Naturalien produziert er nicht. Der Lehrer, der hergesetzt ist, um den Kindern ausser Lesen und Schreiben nach dem Regierungsprogramm Geographie, Naturwissenschaften und „die Anfangsgründe der Geometrie“ beizubringen, sagt, dass es schwer hält, die Schüler zu bewegen, Spanisch zu lernen. Die Mädchen werden seit einiger Zeit nicht mehr unterrichtet,

weil die Männer fanden, dass die Frauen durch das Lernen zu unabhängig wurden. Der Priester mag auch dahinterstecken; die Kirche ist die einzige Einrichtung, an deren Macht der gewöhnliche Mexicaner nicht zweifelt. — Im Grunde genommen ist der indianische Bauer nicht faul, sondern genügsam. Er fühlt sich offenbar in seinem Zustande ziemlich wohl; denn er lässt sich in seiner Ärmlichkeit nicht einen gewissen Luxus entgehen; die Frauen tragen am Halse und an den Ohren Schmuck, Glasperlen und Silbersachen. Die Matten sind fein geflochten; die Muster und Farben der Ponchos und Zarapes oft auffallend künstlerisch; das Kochgeschirr und Thongerät gefällig geformt und bunt glasiert; dieses alles durch die Hausindustrie der Frauen bestritten, die in Mitla zum Beispiel Zarapes weben. Wer leidet, denkt nicht an solches. Dieses stumpfe Genügen eines alten Herrenvolkes in Schmutz und Armut und kleinlichem Tand ist noch tragischer, als die Verwüstung und Verödung, die die Stadt betroffen haben.

Jetzt ist es Nacht geworden; und während die Hunde anfangen im Dorfe zu bellen, stehen die Paläste im Mondlicht weiss inmitten gigantischer Schatten; dahinter leuchten die blanken Basaltwände der Schlucht wie Stahl.

Puebla, 20./21. November 1896.

Puebla inmitten seiner Schneeberge, mit seinen flachen Dächern und seinem halb maurischen Aussehen, hat den Duft des alten spanisch-mexicanischen Koloniallebens in ähnlicher Weise bewahrt wie Florenz den der Frührenaissance. Die Fassaden der Häuser sind rosa oder blassblau gestrichen und oft mit Mustern aus bunten Majolikakacheln eingelegt; die Mauern fast fensterlos, oder die Fenster schwer vergittert. Die Strassenfluchten laufen zwischen verschlossenen Mauerreihen wie im Orient geheimnisvoll hin. Wo die Hausthür offen steht, zeigen sich Binnenhöfe, in denen im Schatten von Myrten und Brodbäumen der Hausbrunnen rieselt.

Den Mittelpunkt der Stadt bildet nach spanisch-katholischer Sitte der Dom, der wie fertig von der Inquisition aus Spanien importiert scheint; die Fassade ist schwer und einfach; der Innenraum majestätisch gross, und weiss, grau und golden dekoriert. Ein mächtiges vergoldetes Eisengitter vor dem Chor vertieft den Eindruck massiver Pracht. Aber trotz seines Reichtums scheint der Raum eher kahl als überladen; die schwere Glanzentfaltung erweckt infolge ihrer Eintönigkeit blos das Gefühl tiefer und düsterer Melancholie; die Fülle von Gold gehört zu diesem Eindruck, der Reichtum löst sich in Stimmung auf. Die Kathedrale ist ein würdiges Denkmal des Reichs Philipps des Zweiten.

Die offizielle Kunst hat aber die sozusagen einheimische, die koloniale, nicht verhindert, gerade die Werke zu schaffen, Bauten und Waren, die den eigentlichen Zauber von Puebla ausmachen. An ihnen tritt die eigentümliche Bedeutung zutage, die der kolonialen Kultur unter allen Arten der Gesittung zukommt. Vermöge gerade der Entfernung vom Kulturzentrum kann in Kolonien, ähn-

lich wie in der Provinz, aber noch freier, Manches, was sich im intensiven Kampf ums Dasein im Mutterlande nicht zu erhalten vermag, nachblühen und daher hier erst zu Ende blühen. Setzlinge alter, daheim zu früh entwurzelter Kunst erleben jenseits der Meere einen an Wunderfarben reichen Herbst. Die Kultur ist dort ewig gestrig und daher ewig altmodisch; aber deshalb reich an allem, was altmodisch zur Welt gekommene Dinge an reizender Inkonsequenz und bezaubernder Schwäche besitzen.

In Puebla ist es nicht nur wie sonst in Mexico die Gothik, die sich mit dem Barock verquickt auslebt, sondern auch das maurisch-spanische Töpferhandwerk, das seine späteste und reizendste Blüte treibt. Dieselben Töpfer, die die Kachelmuster an den Hausfronten als letzte Nachahmungen der maurischen Azulejos anfertigten, haben in Töpfe und Hausgerät Farben gebrannt, die gewiss alt und verschossen zu Tag gekommen sind; in vergilbendes Weiss lachsfarbene Rosen und seladongrüne Tulpenblätter, und mit Kanariengelb Verbindungen von Puce und verwaschenem Blau; Rococokunst mit

der Gabe, altmodisch zu bleiben, statt historisch zu werden; am stilwirrsten an der Talaveraware, die in allen Halbtönen von Blau und Blassblau japanische Motive mit maurisch-europäischen vermischt, und so den Kreis zwischen dem Orient und Occident zwischen Japan und Marokko schliesst. Damals, da noch die Lack- und Porzellanwaren Chinas und Xipangus zugleich mit dem Silber und Smaragd von Peru auf spanischen Galleonen von Veracruz über den Ozean fuhren, war Mexico die Brücke zwischen Ostasien und Europa.

Wo sich diese Töpferkunst mit dem barockgothischen mexicanischen Kirchenstil verbindet, entstehen Bauten, die an altväterischer Originalität nirgends ihresgleichen haben. Die Perle unter ihnen ist die Kirche von San Francisco. Sie liegt fast ausserhalb der Stadt, jenseits des Atoyac-Baches inmitten von hohen Bäumen. Die Fassade ist aus roten Ziegeln und bis auf ein reiches steinernes Barockportal ungegliedert. Aber in vier Reihen übereinander sind in diese Backsteinwand Teppiche aus bunten Kacheln eingelassen, zwischen denen horizon-

tale Majolikastreifen als Verbindung hinlaufen. Der Grund der Majoliken ist weiss; die Ornamente darauf blau, gelb und grün. Auf den Teppich-Vierecken sind kolossale Delfter Vasen abgebildet, aus denen stilisierte Blumenstöcke wie Kandelaber emporwachsen, um dann arabeskenartig mit ihren Zweigen die Fläche zu überranken; auf den Streifen Tiere: Hasen, Katzen und Papageie, auf jeder Kachel je ein Geschöpf. — Die glanzlose Backsteinfläche, von der sich die Kacheln abheben, erhöht die Farbenwirkung des Majolikas und hält sie zugleich durch ihr Mattrot wie der Grundton einen Akkord zusammen. Die Glasur hat durch das Alter alles Grelle und Blitzende des Porzellans verloren; sie ist reif geworden und erglänzt jetzt tief und weich im grünen Schatten der alten die Kirche kühlenden Bäume. Nichts kann einen Begriff von der altmodischen Frische des Bildes geben.

Zur Zeit ist hier der Präsident zum Besuch um Denkmäler zu enthüllen. Die Stadt, die er persönlich

vor dreissig Jahren von den Franzosen zurückerobert hat, lässt sich seinen Empfang fünfzigtausend Thaler kosten. Die Hauptstrassen verschwinden unter Bannern und Blumenguirlanden. Den ganzen Tag über giebt es Glockengeläute, Militärfanfaren und Truppenbewegungen. Nachmittags war grosses Pelotospiel. Ich sass in der Loge neben der des Präsidenten und habe ihn beobachten können. Er ist ein schöner Mestize mit kurzgeschnittenen grauen Haaren und soldatisch gebräuntem Gesicht. Beim Grüssen und Händedrücken hat er die Bewegungen eines Gentleman. Trotz seines militärischen Ranges trug er Zivil; sehr gut gemachtes; wahrscheinlich aus London importiert, wie seine Manieren. Energie und Leyfuga-Reminiszenzen geben seiner Eleganz die richtige Stimmung. Unter den ihn umgebenden europäischen Diplomaten fiel er entschieden auf, wegen seines vornehmen Äusseren.

Heute Abend ist alles illuminiert. Die Strassen, die sonst hier in ihrer Verlassenheit nur von Öllaternen und vom Monde erhellt in den Sternenhimmel und die Unendlichkeit hinaufreichen, schliesst

heute ein rötlich erleuchteter Qualm, ein Gemisch von Staub und Feuerwerksrauch, wie die einer Grossstadt über den Köpfen ab. Die venezianische Nacht mit der wimmelnden Menge von hellen Mantillen und roten Ponchos unter den Lampionguirlanden gleicht dem Ballettakt einer Ausstattungsoper. An einigen Orten haben sich mitten auf dem Fahrwege Freiluft-Bäckereien niedergelassen, die roten Pfeffer-Pfannkuchen und Knoblauchauflauf braten; und die Krämer überbieten einander an wohlgelittenem Enthusiasmus. Über einem Laden steht in Flammenschrift: Bienvenido sea al Iris de la Paz: willkommen dem Regenbogen des Friedens; und der Regenbogen ist Diaz.

Veracruz, 25. November 1896.

Den Tag über nach Veracruz hinuntergefahren. Der Höhenunterschied, den die Bahn überwindet, beträgt etwa achttausend Fuss.

Das Auffallendste bei diesem Abstieg ist der Wechsel in der Pflanzenpsychologie. Oben sichern

die ungünstigen Entwicklungs - Bedingungen jeder Pflanze genügenden Raum; die Kiefern, Kakteen und Magueysträucher richten daher ihre ganze Kraft auf die Bekämpfung und Ausnutzung der rauhen Natur. Unten gelangen infolge der Fülle von Licht, Wärme und Nahrung mehr Keime zur Reife als Wesen Platz haben; hier entstehen Pflanzen, die nur durch Vernichtung von anderen Pflanzen sich und ihre Art erhalten können: die tropischen Waldblumen, die Orchideen und die blühenden Lianen; Wesen, die ihre Wurzeln wie Krallen in die Äste schlagen und deren Blüten die gesprenkelte Schönheit des Panthers und Tigers haben, Raubblumen und zugleich Satyrblumen, deren Lüsternheit in den gigantisch vorgestreckten Pistillen, in den wollüstig geöffneten, üppigen Kelchen und im betäubenden, brünstigen Duft wie ein aphrodisischer Zauber den Wald umwebt.

So beim Abstieg ist die Landschaft grandioser als im Hochthal selbst; die Ebene, die fern in bläulichen Dunst verschwimmt, liegt abends wie ein grosses, stilles Meer zu Füssen der wilden Gebirgswelt.

Veracruz, 23./24. November 1896.

Über Veracruz ist kaum ein Wort zu verlieren, Strassen, Tiere, Menschen und Neger sind gleichmässig schmutzig. Ihre gelbgraue Staubkruste ist nicht weniger eintönig, als der fade Verwesungs-Geruch, der wie ein allgegenwärtiger fauler Odem die Stadt erfüllt. Die gesetzlich geschützten städtischen Aasgeier, denen das Monopol der Strassenreinigung gesichert ist, haben sich überfressen und besorgen ihr Geschäft schlecht oder garnicht. Sonst ist nur noch der Profit bemerkenswert, den der Verkauf von Grabdenkmälern den Galanteriewarengeschäften bringt; jetzt sieht man in den Schaufenstern nur noch Restbestände; die neuen Muster werden zur Gelben Fieber Saison im Sommer aus Italien eingeführt und gehen dann besser als die laufenden Artikel, wie Reisetaschen oder Kravatten. Den Kommentar zu diesem Geschäft bieten die armen grossen Fieberaugen der Kinder und Frauen, die man Abends auf dem Platz bei der Musik sieht, zur Stunde, wenn die Seebrise weht.

Auf See, 24. November 1896.

Mittags haben wir die Anker gelichtet. Der Tag ist stürmisch und warm; tropischer Herbst. Schwärme von fliegenden Fischen umschwirren wie blaue Libellen das Schiff. Wolken ziehen von Norden her. Die See gleicht im Sturmesdunkel geschmolzenem Amethyst; die Wellen rollen vor dem schwülen Winde langsam nach Süden.

YUCATAN.

26. November 1896.

Ganz früh ankerten wir heute vor Progreso, drei Seemeilen von Land. In der Ferne glich der Strandsaum einer vom Meer bespülten Sandbank. Nur einige Palmenkronen hoben sich darüber dunkel und klein vom Himmel ab.

Man segelt in Fischerbooten an Land. Nach der Hauptstadt Mérida fährt eine Eisenbahn. Die Gegend, die sie durchschneidet, ist steinig und flach; nirgends ein Hügel und ausser in den Küsten-Lagunen nirgends Wasser. Die Vegetation zieht ihre Feuchtigkeit nur aus den Grundgewässern. Sie spriesst trotzdem, wo sie nicht gewaltsam ausgerottet wird, üppig empor. Ein dichter Urwald reicht stellenweise bis an die Schienen heran. Aber überall weicht sein zügel-

loses Leben der streng geregelten Uniformität der Aloekulturen; auf den Feldern folgen einander bis ins Endlose parallele Agavenreihen perspektivisch konvergierend; und am Horizonte ragen hier und dort zwischen Palmen die Schornsteine von Maschinenhäusern auf. Die Plantagenlandschaft ist bereits an die Stelle der tropischen Natur getreten. Der Mensch ist gezwungen, alles Unabhängige, Freie, das ihm nicht dient, zu knechten oder zu zerstören. Er legt damit allmählich der Welt, die ihn hervorgebracht hat, eine teleologische, auf seine Erhaltung gerichtete Bedeutung bei; alles, was ihm nicht dient, geht zu Grunde; er selber ist es, der sich wie früher ideell so jetzt praktisch zum Zwecke der Schöpfung macht.

Mérida, 26. November 1896.

Die Rasse ist hier von der mexicanischen verschieden; heller, schlanker, schlaffer. C., der Yucateke ist, meint: „Der Mexicaner ist schmutzig, reitet

und stiehlt; der Yucateke ist reinlich, reitet nicht und betrügt."

Der Mittelpunkt der Stadt ist ein gewaltiger und ernster Renaissance-Dom, dessen Steinmassen fast den Eindruck des Romanischen machen. Er ist schon 1598 fertig geworden, wenig mehr als fünfzig Jahre nach der Eroberung. — Die Spanier verpflanzten gleich zu Anfang mit dem Katholizismus auch ihre religiöse Kunst mit in ihre Kolonien, so eng hing die Kunst bei ihnen mit der Kirche zusammen. England gab seinen Puritanern nichts mit als ihre Moral und die Glaubensartikel. Das kennzeichnet, wie verschieden die Seelenbedürfnisse waren, denen die Religion in Nord- und Südeuropa diente. — Vielleicht ist deshalb in Nordamerika statt der importierten, oft reizenden aber dekadenten und welken Kunst der spanischen Kolonien langsam Eigenes gewachsen. Im spanischen Amerika sind die einheimischen Keime nie zur Reife gelangt; und doch waren sie vorhanden und sind es noch. Don Ernesto R., dem ich empfohlen bin, bewohnt einen Palast, der den italienischen an solider Bauart und Dimensionen

nichts nachgiebt; Säulengänge um schattige Höfe, Zimmerfluchten, in denen jedes Zimmer sechs Meter hoch ist, Marmorfussböden und Antikensammlung. Man empfindet dort wie in Italien scharf die kleinbürgerliche Enge unseres nordeuropäischen Lebens. Bei uns scheitert alles an der Notwendigkeit, monatelang zu heizen; im Süden vergrössert das Bedürfnis nach Kühle die Räume. Es hätte hier bei der Prunkliebe und dem Überfluss an Geld und Sklavenmaterial seit dem siebzehnten Jahrhundert eine den tropischen Lebensgewohnheiten angepasste einheimische Kultur grossartigen Schnitts geben können. In Nord-Amerika werden die Möglichkeiten, die die verbesserten Heizeinrichtungen und der fast tropische Sommer bieten, ausgenutzt. Hier stehen in den riesigen Räumen, die auf Palmenhöfe blicken, Stubenmöbel, die in Österreich fabriziert sind.

Ticul, 27. November 1896.

Auf der Reise nach Uxmál* in Ticul, einem grossen Eingeborenendorf, beim Forschungsreisenden Theobert Maler übernachtet. Von der Hausthür aus sieht man jenseits des Marktplatzes eine verlassene Franziskanerabtei, in deren verfallenen Sälen schon ein Laubwald emporwächst. Und nach allen Richtungen strahlen dichte Brotbaumalleeen zwischen den Höfen der Eingeborenen in die Felder hinaus. Auf den Wegen stehen heute Abend vor jeder Hofthür die Weiber in kleinen weissen Gruppen schwatzend zusammen; bei den nächsten erkennt man die einzelnen Frauen, helle, schlanke Gestalten im Ypil, — so heisst ihr Maya-Leinengewand; — die Glieder schimmern durch das dünne Gewebe wie durch ein griechisches Peplon hindurch; das Kopfhaar ist hoch hinaufgesteckt; die Haut blass. Als Schmuck lieben sie Korallen.

* spr. Uschmál.

Uxmál, 28. November 1896.

Von Ticul nach Uxmál führt der Weg durch einen von Schlingpflanzen erstickten Urwald. Blühende Lianen breiten sich bis über die Baumkronen weg dicht verschlungen wie ein buntes Tuch, einige mit hellroten, kleinen Kelchen, andere mit herabhängenden mattlila Glocken, die meisten mit grossen blauen Sternen, alles so dicht verstrickt, dass man nicht mehr einzelne Bäume, Stämme, Äste unterscheidet, sondern nur diese den Weg einengenden Mauern, dieses steigende Meer von wilden Blüten, in dessen Tiefen man zu beiden Seiten wie in Dornröschens Märchenwald hineinsieht. In ihm liegen die Städte und Fürstenhöfe der Mayas begraben.

Eine halbe Stunde vor Uxmál ist noch eine Lichtung und eine öde, fieberverrufene Hacienda; dann steht man vor den ersten Trümmern, einem wilden Wellengeröll von eingestürzten Mauern, Architrav- und Skulpturstücken, Pyramiden und Schutthaufen mitten im blühenden Wald. Meilenweit erstreckt sich nach allen Seiten unter Lianen und Dornen das Trümmer-

feld. Erhaltene Gebäude ragen nur an einer Stelle über die Urwaldwipfel empor; auf Terrassen und Steinpyramiden dicht beieinander dreizehn Paläste und Tempel.

Von Maassen geben nur Zahlen einen Begriff. Nach Holmes ist der Hauptpalast dreihundertzwanzig Fuss lang und hat Steinmauern von anderthalb Meter Dicke. Die grosse Pyramide soll dreihundert Fuss an den Seiten lang und eine kleinere achtzig Fuss hoch sein. Die anderen Gebäude sind in ähnlichem Massstabe aufgeführt. Und alle verbinden sie mit diesen Grössenverhältnissen in gleicher Weise glatte Eleganz und üppige Ornamentik. Die Aussenmauern sind jedesmal in halber Höhe, dort wo innen das Gewölbe anfängt, durch ein schräg vorladendes Gebälk in eine untere und obere Hälfte geteilt. Die untere ist schmucklos und aus viereckigen Blöcken glatt wie vom Schreiner gefügt. Die obere ladet erkergleich vor und bildet eine breite, das Gebäude umziehende Ornamentfläche. Aus dieser springen noch einzelne Spitzen und Haken horizontal vor und umgeben den Oberbau wie mit einem Kranz von Stacheln. Wahrscheinlich soll diese schwere Ornamentlast die inneren Gewölbe, die aus vier nach

dem Prinzip des Kartenhauses gegeneinandergelehnten Betonmassen bestehen, nach aussen balanzieren, um sie durch Gegengewicht am Einstürzen zu hindern. Die Folge aber ist, dass die Gebäude von unten nach oben nicht schmäler und leichter, sondern massiver und breiter werden, und dass die natürlichen Verhältnisse wie in einem Traume auf den Kopf gestellt scheinen.

Nicht minder phantastisch giebt sich die Anfstellung der Bauten. die ebenfalls aus praktischen Bedürfnissen hervorgegangen ist. Sie sind ein jeder für sich auf einen künstlichen Hügel gestellt; die meisten auf mehreren übereinander aufsteigenden Terrassen; die wichtigsten, die Haupttempel, auf Pyramiden, die durch die Anzahl und das stufenartige Schmälerwerden von aufeinandergetürmten Terrassen entstehen. In den ältesten Zeiten standen auf den Stufen der Pyramide die Wohnstätten des Stammes, und die ganze Ansiedelung bildete so, statt wie in Asien und Europa durch Wälle geschützt zu sein, selbst eine Festung um das zuhöchst am sichersten Ort liegende Heiligtum. Es ist eines der ersten Bedürfnisse jeder menschlichen Gesellschaft, das sich hier diese unserer

Gesittung fremde Form geschaffen hat; so weit reicht zum mindesten die Trennung zwischen den Rassen der europäisch-asiatischen Kulturwelt und denen der amerikanischen zurück. Das ganze architektonische Empfinden ist davon beeinflusst. Aus den verschiedenen Keimen haben sich andere ästhetische Gesetze und architektonische Ideale entwickelt. Von der Stadt mit ihren zahlreichen einander überragenden Pyramidenkolossen würde ein Lageplan keinen Begriff geben. Sie ordnet sich nicht horizontal auf eine Fläche, sondern vertikal in die Höhe. Ihr Charakter liegt in einem Höhenrhythmus. Sie ist eine Versammlung von dicht aneinandergerückten Akropolissen, die, von Palästen und Tempeln gekrönt, jetzt aus dem Urwald aufragt.

Und auch im einzelnen empfindet man überall, dass für andere Nerven und Sinne als die unsrigen gearbeitet worden ist, denen andere Associationen, als den unsrigen möglich waren und die stärkere Erschütterungen und eine eindrucksvollere Sprache verlangten; so sehr, dass es schwer hält, mit unseren Wörtern, die aus andren Bildern geprägt sind, von

dieser Kunst einen Begriff zu geben. Man müsste krassere, blendendere, mystischere Zeichen haben, um den Pomp und den Ernst des allein auf seinen Terrassen stehenden Hauptpalastes wiederzugeben, oder die wilde Pracht der Nordpaläste zu schildern, die zu Vieren feierlich Stufe um Stufe emporsteigend einen Platz umlagern; Riesenschlangen umringeln hier im höchsten Relief mit gefiederten Leibern den einen Flügel; einen anderen schmückt sechsmal hieratisch wie eine liturgische Formel wiederholt in kolossalem Massstabe ein einziges Ornament, eine umgekehrte Balkenpyramide, auf die Schlangen- und Menschenköpfe genagelt sind. Ein Riesenmäander krönt eins der Portale, aus dessen erhabener Starrheit phantastische Masken wie Medusenköpfe hervorblicken; und rostrenartig springen an den Palastecken zu mehreren übereinander Elephantenrüssel und Schlangenstachel vor. Am fernsten stehen vielleicht aber aller modernen Kultur gewaltige Fragmente, deren sonderbare Form vermuten lässt, dass in Uxmál die für uns grandios unmögliche Sitte herrschte, als Grabstein der Grossen das Emblem des sich ewig

selber neuschaffenden Lebens aufzustellen. Und wie diese Pfeiler, so waren wahrscheinlich alle andren Bildwerke hier Symbole; sie hüllten für das Mayavolk die Gebäude in ein Phantasiegewebe, das die Üppigkeit ihrer Steinformen überbot.

Die Beschreibung der einzelnen Bauten müsste, wenn sie möglich wäre, wie ein Märchen klingen. Ich möchte hier nur zwei davon andeuten. Im Süden der Stadt liegt ein Palast, von vieren, der einzige noch erhaltene. Die Indianer nennen ihn das Taubenhaus. Es ist ein langgestreckter Bau, und durch seine Mitte führt ein Portal in einen grossen Hof. Die Gewölbe der Palastkammern sind eingestürzt und wildes Kraut wurzelt in ihren Wänden. Aber darüber steht noch wie durch ein Wunder der Dachfirst, acht Steindreiecke nebeneinander in einer Reihe mit vielen Fensterchen versehen und dünn und flach wie Theaterkulissen; eine jede Zacke überragt den Palast spitz um dessen doppelte Höhe. Sie waren früher mit hellroter Farbe gestrichen und standen flammenfarben wie Hahnenkämme in den Himmel. — Noch rätselhafter sieht ein anderes Bauwerk aus. Zwischen den Haupt-

palästen steigt aus der Ebene schmal und hoch eine Pyramide auf. Eine Treppe führt hinauf, die so steil ist, dass, wer im Aufsteigen zurückblickt, fast senkrecht unter sich den Erdboden sieht. Oben geht ein schmaler, geländerloser Umgang um das kleine Gebäude, das die Pyramide krönt, herum zu einer engen Pforte. Es ist dies, was die Eingeborenen das Haus des Wahrsagers nennen. Die Thür ist kunstvoll verziert und stellt gleichsam den aufgerissenen Rachen eines Schlangenkopfes dar, dessen Riesenaugen den Thürsturz bilden. Im Innern sind drei lichtlose Räume. Vor der Schlangenthür ladet der oberste Plan der Pyramide wie zu einer Warte viereckig aus, und dieses Viereck bildet das Dach eines zweiten, kleineren Gebäudes, das in halber Höhe in die Pyramide hineingebaut ist. Nur der Haupttempel steigt höher als diese Pyramidenanlage über die Stadt empor; man sieht sie von allen Seiten, und überall macht sie denselben, wahrscheinlich gewollten, unzugänglichen, unheimlich verschlossenen Eindruck. Mit der düster schweren Massivität ihrer Steinterrassen und der dunklen Symbolik ihrer Arabeskenpracht

überragt sie wirklich wie eine Orakelstatt den wilden Reichtum der zu ihren Füssen im Walde vergrabenen grossen Stadt.

29. November bis 1. Dezember 1896.

Da R. behauptete, dass wir mit einigen Äxten bewaffnet von Izamal nach Chichén-Itza im Volán, der landesüblichen, zwischen zwei Lederriemen hängenden und von Maultieren gezogenen Sänfte, durchkommen könnten, so sind wir des Gepäcks wegen gefahren, und mitten in der Dschungel stecken geblieben. Eingeborene Führer haben uns dann zu Fuss auf Waldwegen über Pisté, dem letzten Vorposten der mexicanischen Regierung, nach Chichén gebracht. Des Tags strömte der Regen. Nachts aber flimmerten in den Baumwipfeln die Feuerfliegen auf, und darüber gingen die Sterne. Ich habe die Welt, ich meine das der Seele Fremde, nie mächtiger empfunden, als hier gerade in der Dunkelheit. Das Über-

gewicht der Augen beim Spiegeln des Lebens ist nachts geringer; und nun flutet das Werden in der Überfülle, zu der es sich hier entfaltet, in alle Sinne, in jeder Form der menschlichen Sinnlichkeit zu Millionen von Eindrücken sich gestaltend, vom Surren und Flattern und Duften und Rauschen und Glitzern und Flimmern des Tropenwaldes bis zu den kühlen Berührungen der hier regelmässig in gewaltigen Strömen hin und her flutenden Erdatmosphäre und zum stechenden Glanz der südlichen Sterne.

Chichén-Itzá, 1.—3. Dezember 1896.

Wir geniessen hier die Gastfreundschaft des Rancho von Chichen, den ein amerikanischer Gelehrter, Herr T., sich seit zwei Jahren als wissenschaftliches Hauptquartier eingerichtet hat. Das grosse, weissgetünchte Wohngebäude liegt von einigen Hütten umgeben mitten im Walde. Jenseits der Hütten stehen noch die eingestürzte Kapelle und die Wirtschaftsgebäude der früheren Hacienda von

Chichen-Itza, die von feindlichen Indianern mitsamt dem Besitzer verbrannt worden waren. Hier ist die Barbarengrenze. Im Süden, bis nach Honduras hin, haben die Stämme die mexicanische Herrschaft abgeschüttelt. In einiger Entfernung lagern im Walde Kundschafter, die vom Nahen von Sublevados, von Rebellen, wie hier die freien Indianer heissen, durch Signalraketen Nachricht zu geben haben. — Die Kapelle des Rancho ist noch rauchgeschwärzt; die früheren Ökonomiegebäude bedeckt schon der Wald. Man staunt immer wieder, wie reich die Natur hier alles in Leben verwandelt.

Die Ruinen von Chichen-Itza sind ausgedehnter als die von Uxmál. Von den Pyramidenspitzen sieht man noch am Horizonte Tempel und Trümmerhaufen aus dem Walde emporragen; und nichts kann an melancholischer Grösse diesen Blick übertreffen. T. versichert, dass man in einem Umkreis von acht Kilometern rings um den grossen Tempel herum keine hundert Meter weit gehen kann, ohne auf Trümmer von Steingebäuden: Säulentrommeln, Inschriftenblöcke oder Skulpturenfragmente, zu treffen. Die

Stadt muss danach einen Durchmesser von sechzehn Kilometern und wahrscheinlich mehrere Hunderttausende von Einwohnern gehabt haben. Selbst dann aber ist die Fülle von Tempeln und von Fürsten- und Adelspalästen erstaunlich; denn nur sie wurden aus Stein erbaut. — Jetzt ist alles dichter Wald und in den Tempelkammern findet man Schlangen- und Tigerspuren. Die Trümmer in der Wüste sind weniger ernst, als diese unter Baumwipfeln und hängenden Blüten; denn dort besteht kein Kontrast mit dem Leben.

Es ist in der kurzen Zeit unmöglich, alles zu besuchen, und vieles wäre nur durch tagelanges Fällen von Bäumen und Gestrüpp sichtbar zu machen. Erreichbar sind zwei Paläste, fünf oder sechs guterhaltene Tempel und einige von den sogenannten Cenotes. Diese Cenotes, die in Yucatan häufiger vorkommen, sind eingefallene Kalksteinhöhlen, in deren Tiefen unterirdische Flüsse ans Licht treten. Andere fliessende Gewässer fehlen im Lande; die Bewohner waren von jeher für ihren Wasserbedarf auf die Cenotes und auf Regen angewiesen. So

bildeten sich um diese Erdspalte die Städte. Der grösste Cenote von Chichen-Itza liegt in der Nähe des Haupttempels. Er misst etwa hundert Fuss im Durchmesser. Die Höhlendecke ist kreisrund eingestürzt; in der Tiefe erscheint der Fluss still und schwarz wie ein Brunnen. Ein schmaler Pfad führt hinunter; die Luft unten ist am Tage frischer als oben im Walde und das Wasser kühl und angenehm zum Baden. Über sich sieht man nur ein kleines Stück freien Himmels von dichten Baumkronen rund begrenzt; zum Waldboden steigen rings um den Wasserspiegel die Felsen gerade empor; an Ecken der Felsenwand klammern sich Fächerpalmen; Lianen und Wurzeln hängen lang von oben herunter. Hier war zu der Maya Zeiten der Mittelpunkt der Stadt. Tempel von Wassergöttern umstanden den Rand; und in grossen Dürren wurden ihnen von oben als Opfer Mädchen und Gold in die Tiefe gestürzt.

Das Hauptheiligtum der Stadt war der Schlange, wahrscheinlich dem Sinnbild der schaffenden und zerstörenden Sonnenkraft, geweiht. Es steht auf einer hundert Fuss hohen in vierzehn Stufen aufsteigenden

Terrassenpyramide. Schlangen ringeln sich von oben an den Ecken der Pyramide in grossen Bogen von Stufe zu Stufe herunter und bewachen die Aufgänge zähnefletschend. Zwischen ihren gefiederten Leibern führten an den vier Pyramidenseiten Treppen hinauf zu den vier Pforten des Tempels. Die Säulen des Hauptportikus sind Drachen, deren Ringe sich wie Querkaneluren um den Säulenschaft winden. Die vorgestreckten, riesig vergrösserten Stachel bilden die Treppenwangen; der Schweif schlägt sich am Gebälk empor; der Kopf ist gross stilisiert und zeigt Reste von Bemalung: an den Augen blau und im Rachen rot. Von oben bis unten waren der Tempel, die Pyramide und ihr Ungeheuerschmuck farbig. So standen sie grell über der Stadt am tropischen Himmel.

Die beiden Paläste geben an burgartiger Schwere und üppiger Prachtentfaltung denen von Uxmál nichts nach. Ein Buddha-artiges Götterbild bewacht inmitten eines Glorienscheins das Ostportal des Hauptpalastes. Über seinen inneren Pforten stehen schöne, klargemeisselte Schriftzeichen. Die kühne, fast japanische

Eleganz der Muster an den Palastwänden, der Ernst der aus den Arabesken hervorblickenden Menschenköpfe und der grosse Stil der Tierornamentik übertreffen sogar was in Uxmál sich erhalten hat.

Der wirksamste Unterschied gegen dort ist aber, dass die Skulpturen hier infolge ihres Reichtums an Tier- und Menschenformen die Illusion erwecken, als sei ihre Sprache für uns lebendiger geblieben, als die Symbole von Uxmál, die wir nur noch als Ornamente empfinden. An den Thürpfosten des Schlangentempels haben die Bauherren sich selbst, die Priester und Kriegerkaste darstellen lassen, in flachem Relief, das fein in den grauen Stein gemeisselt ist; die dünne Farbenschicht, die darüber lag, ist meistens abgeblättert: aber hier und dort haben die Lippen sich rot erhalten. Der Schnitt des Gesichts ist edel; die Nase fein geschwungen; die Wangen schmal, und das Auge gross und ernst. Alle tragen den Gürtel des Kriegers und den gestickten Mantel des Priesters. Das sandalenartige Schuhwerk war verziert, und vom Stirnreif weht reicher Federschmuck. In der Kammer eines

anderen Tempels stellt ein flaches Relief, das sich von einem mit Eisenoxyd leicht geröteten Grunde abhebt, einen Kriegstanz dar. Die Tanzenden halten in der einen Hand einen Bündel Speere und in der anderen den eigentümlich gefiederten Maya-Wurfpfeil; den Kopf schmückt ein phantastisch reicher Federschmuck. Auf fünf Friesreihen übereinander entfaltet sich der heilige Reigen; die Tanzenden schreiten feierlich langsam, schwingen die Leiber hin und her, biegen geschmeidig die schlanken Körper und strecken verehrend starr die Arme. Oben sitzt eine von lockigen Federn umwallte Gestalt, die vielleicht die Gottheit darstellt. — Ganz in der Nähe ist noch der Schauplatz erhalten, auf dem sich diese und ähnliche Handlungen abgespielt haben mögen: ein kolossaler, rechteckiger Hof oder Zwinger, auf dessen zehn Meter dicken Umfassungsmauern drei kleine Tempel standen. Der Zwinger diente wahrscheinlich dem Ballspiel und heiligen Wettkämpfen. Ein Steinkreis, durch dessen Öffnung beim Spiel die Bälle geschleudert wurden, steht noch kunstvoll verziert quer aus der einen Längsmauer

heraus. — Und doch lehrt Chichen-Itza, trotz dieser anekdotenhaften Aufklärungen inbetreff von Äusserlichkeiten, über das Wesentliche, das innere Leben der Maya-Menschheit, nicht viel mehr als Uxmál. Es sind blos einige Züge, die hinzukommen, und die wie Blitze Perspektiven erleuchten, in die es doch versagt bleibt, klar hineinzusehen. In der Cella des einen Tempels haben sich Wandmalereien erhalten, welche auf die Anfänge der Naturbeobachtung bei den Mayakünstlern ein Licht werfen. Die Bilder, die Szenen des Mayalebens behandeln, bedecken wie in einer ägyptischen Mastaba die ganzen Wände. Die Pigmente sind auf eine dünne, schön geglättete Stuckschicht aufgetragen. Die feinen Konturen der Zeichnung scheinen durchweg braun gewesen zu sein, die Farben überhaupt nicht nach der Natur, sondern nach symbolischen Regeln gewählt: gelb, wie ich glaube, als Farbe des Krieges, blau des Friedens, grün der Trauer. Modellierung und Perspektive fehlen. Und auch in den Gesichtern ist eine genaue Beobachtung und Individualisierung nicht einmal versucht; die Figuren haben untereinander die Ähnlich-

keit von Hieroglyphenzeichen. Und doch führen sie schon richtig differenzierte Bewegungen aus; hier hat der Künstler scharf gesehen. Wie bei den frühsten griechischen Vasen und wieder bei der Neugeburt der Kunst im Mittelalter in Verona und Chartres beginnt der Realismus auch hier mit dem richtigen Wiedergeben nicht von Formen oder Farben, sondern von Bewegungen, die den älteren subjektiven, strengen Ornamentalismus allmählich auflösen, indem sie ihn mit objektiv beobachtetem Leben immer mehr erfüllen. — Ein anderes Gemälde lässt Vermutungen zu über die Entstehung der Schrift, deren selbständige Erfindung in Amerika dasselbe eigentümliche Interesse besitzt wie die selbständige Ausbildung der Sprache, des Begriffs, indem auch sie die Notwendigkeit. die alle menschlich-gesellschaftliche Entwicklung beherrscht, durch ein Beispiel belegt. Das Bild zeigt einen Krieger, der aus dem Munde Flammen speit. Offenbar ist diese Darstellung eine ins Sichtbare übersetzte Sprachmetapher. Der Künstler unterschied in der ersten Zeit nicht das Zeichen für den Geist vom Zeichen für das Auge. Mit dem Bewusst-

werden des Unterschiedes entsteht die Schrift. — Aber ebenso wie in Uxmál fehlt auch hier die Möglichkeit, über das Allgemeinmenschliche hinaus, welches sozusagen konstruierbar ist, in jenes Individuelle der Seele einzudringen, das blos durch ein Bekenntnis, eine Mitteilung offenbart werden kann. Wir kommen an alles nur von aussen hinan, und so bleibt es im Grunde genommen stumm und tot. Das giebt ein Gefühl, wie wir es Denkmälern der alten europäisch-asiatischen Kultur gegenüber kaum mehr empfinden.

Höhlen von Loltoun, 7. Dezember 1896.

Ich habe mich von T. bestimmen lassen, im grossen Walde einen Abstecher nach den Höhlen und unterirdischen Tempeln von Loltoun zu machen. Nach seinen Angaben haben wir heute den Eingang gefunden. Er liegt in einem Dickicht unter Gestrüpp und gestürzten Baumstämmen versteckt.

Man steigt über Stufenfolgen und an Baumwurzeln in einen Schacht hinunter, der zu einer meilenlangen Folge von unterirdischen Hallen hinabführt. Breite, grünliche Lichtgarben, die durch die Risse der Decke brechen, erhellen die ersten Räume; mit Fackeln kann man noch stundenlang weiterdringen. Zahlreiche Raubtiere, die nach Sonnenuntergang in den Wald hinaufsteigen, bewohnen, wie die Eingeborenen sagen, die Tiefen der Höhle; auf dem feinen Sand, der den Boden bedeckt, waren Pumaspuren.

Der Höhlenkomplex gehört in seiner Ausschmückung zu den rätselhaftesten Denkmälern der ältesten yukatekischen Kultur. Unbekannte Bildner haben die Stalaktitenspitzen zu Tigerköpfen umgemodelt, in die Wände kolossale Totenschädel gebohrt, niedergestürzte Felsenblöcke zu Tier- und Menschenähnlichkeit geformt und aus Steingeröll durch kühne Meisselschläge Schädelhaufen gemacht. Im Wandel der Sonnenstrahlen, die langsam über das Einzelne hingleiten, verschwimmen die Bilder beständig wechselnd ineinander. Nur allmählich erkennt man im Dämmerdunkel flach in den Felsen geritzte Tiger-

und Totengerippe und unter Stalaktitenmassen, die sich neu gebildet haben, was vielleicht die verschwindenden Umrisse von Riesengötzen sind. Diese Undeutlichkeit der Linien unter den neuen Kalksteinschichten im fahlen Licht der gewaltigen Hallen erweckt durch die Phantasie eine Art von Angst, die dem Schwindel verwandt ist; auch das Natürliche, nicht von Menschenhand Geformte, die hängenden Felsenmassen der Höhlendecke, die Feuchtigkeit, die in dunklen Flecken aus den Wänden sickert, der grünlich-glatte Pflanzenschleim, der stellenweise die Felsen überzieht, werden wie die ringsum verschwimmenden Formen für das Auge zu entsetzlichen Gestalten und zu Symbolen der Zerstörung, der Verwesung und des Todes. Die deutlich gemeisselten indischen Höhlentempel sind weniger eindrucksvoll als dieser Lemurenort, dessen weite Gewölbe nur von Schatten von Formen bevölkert werden. Die Überlieferung sagt nicht, welchen Mysterien dieser Hades gedient hat.

Tabi, 8. Dezember 1896.

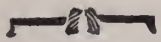
Ich habe heute Nacht in Tabi, der Hacienda des Don Eulogio D. meine Hängematte anhängen können und bei dieser Gelegenheit eine der grössten Plantagen von Yucatàn kennen gelernt. 192 Quadratkilometer, die neueste Maschinerie, und als Personal zweihundert Arbeiter: einen pro Quadratkilometer. Ein Dutzend Familien spanischer Abstammung besitzt unter solchen Bedingungen was von Yucatàn noch mexicanisch ist und hält sich die ganze Indianerbevölkerung als Schuldknechte zu Hörigen. — Die Haciendados hintertreiben auf jede Weise die pekuniäre oder geistige Emanzipation ihrer Leute. N. verhindert seine Knechte, Lesen und Schreiben zu lernen; er nutzt dazu ihren Mangel an Selbstbeherrschung und Ausdauer aus. Wenn einer ihn bittet, lernen zu dürfen, zwingt ihn N., regelmässig Stunden zu nehmen; er sieht darauf, dass er jeden Tag zum Lehrer geht. Nach einiger Zeit kommen die Leute selbst zu ihm und bitten, vom Zwang dispensiert zu werden. Er will damit gute Erfolge gehabt und die Zahl der Analphabeten stark vermehrt haben.

— Der regelmässigen, ausdauernden Willensthätigkeit sind die heutigen Mayas psychologisch unfähig. Ihr Charakter ist noch stärker als der mexicanische vom Klima beeinflusst. Die Seele des Mannes hier ist die eines zu schnell reif gewordenen Kindes; der Energieverbrauch im Knabenalter übersteigt seit Generationen die Ersatzmöglichkeiten; gleich diese erste Entwickelung erschöpft die Kraft. R. verheiratet auf seiner Hacienda die Jungen spätestens mit sechzehn Jahren; es soll das einzige Mittel sein, Ordnung zu halten. Von Kraftlosigkeit zeugt schon der Gang der Männer; man sieht sie kaum anders als mit gekreuzten Armen, unterwürfig, wie resigniert ihres Weges gehen. Geld ist ihnen gleichgültig, der Reiz des Verdienstes nicht stark genug, um ihre Apathie zu überwinden; durch Bezahlung sind sie zu nichts zu bringen; nur der Priester oder Gewalt und äusserer Zwang sollen wirksam sein; die Haciendados entschuldigen damit ihr Behandlungssystem. — Inwieweit die natürliche Gleichgültigkeit von der alten Erfahrung verstärkt worden ist, dass der spanische Grundherr jeden Ver-

dienst, jedes Ersparte, so oder so, als Raub oder Zins, immer bald wieder an sich bringt, inwieweit also die Haciendados selbst an der Trägheit, unter der sie zu leiden behaupten, schuld sind, ist nicht genau abzumessen; gewiss hat auch diese historische Ursache und zwar im selben Sinne wie die ältere, klimatische, auf die Bildung des Mayacharakters eingewirkt. — Auch die Sinne scheinen infolge der grösseren Willensschwäche stumpfer zu sein als selbst in Mexico, die Reaktionen träger, die Aufmerksamkeit schlaffer. Maler sagt, dass er oft auf Haciendas mitten in der Fassade oder über der Viehtränke grosse Mayaskulpturen eingemauert gefunden habe, deren Existenz selbst vom Besitzer und von den Knechten bestritten wurde, bis er sie ihnen zeigte. Sie hatten sie nicht nur missachtet, wie ein deutscher Bauer; sondern tausende von Malen davorgestanden, ohne sie zu sehen.

Infolge ihrer Energielosigkeit sollen die Indianer auch gegen die Herrschaft der Haciendados nicht murren; sie müssten heftiger, durch Ungewohntes, gereizt werden, um zu klagen. Aber

Yucatan, das vor Ankunft der Spanier wohl mehrere Millionen von Menschen ernährte, ist jetzt eine Waldwildnis mit dreihunderttausend Einwohnern, und die Fiebergefahr steigt in Wechselwirkung mit der Entvölkerung. Trotzdem frisst die Sklavenrasse das Herrengeschlecht allmählich auf; die spanischen Familien vermischen sich immer mehr mit Indianerblut oder sterben an Inzucht und vor allem am Aussatz aus. Man könnte den Moment fast vorausberechnen, wann ohne Kampf auch der Rest von Yucatan in die Hände seiner Urbesitzer zurückfallen müsste. Doch werden die Nordamerikaner wohl vorher eingreifen, wirtschaftlich und vielleicht auch politisch.



Sabaktché-Labná, 8. Dezember 1896.

Von Tabi bis Labná, sechzehn Kilometer weit, führt der Weg, der für Voláns passierbar ist, fast ununterbrochen an Trümmern vorbei. Der Augenschein bestätigt hier, was Molina sagt: dass bei

Ankunft der Spanier ganz Yucatan einer einzigen Stadt geglichen habe. Maler allein hat zwischen hier und Guatemala in der Waldwildnis die Trümmer von hundert grossen Städten, eine jede mit weiten Terrassenanlagen, Steinpalästen und reich geschmückten Tempeln gefunden, und wie zum Hohne laufen streckenweise neben dem erbärmlichen modernen Holzwege die Fragmente der wie ein Damm fest aus Stein aufgeschütteten Mayastrasse hin.

Ich bin unterwegs nur zweimal ausgestiegen. — Zuerst bei Mulottseca, wo kaum hundert Schritt vom Wege entfernt, in einem Dornenfelde, ein kleiner Steinpalast steht. Er ist so fein und anmutig gebaut, dass sein Säulchenfries trotz seiner Zierlichkeit für den schmalen Unterbau fast zu schwer erscheint. Mit der grössten Sorgfalt sind die Bauglieder geglättet und ineinandergefügt, und der Elfenbeinton des Steins giebt weiche und tiefe Schatten. Im Innern sind nur zwei Räume. Der Bau diente, wenn er nicht ein Tempel war, vielleicht als Lustschlösschen oder Sommerhaus eines Mayafürsten.

Nach einer Stunde haben wir noch einmal, bei den Hütten von Sabaktché, gehalten. Hier liegen über einige Quadratkilometer die Trümmer einer grösseren Stadt verstreut. Verschiedene Tempel und zwei Paläste stehen noch. Der eine Palast ist zweistöckig und einfach aber geschmackvoll mit Steinornamenten verziert. Am anderen, weit bedeutenderen stützen das Gebälk mächtige, zu dreien gekuppelte Halbsäulen. Die Bauten sind so in Vergessenheit geraten, dass es mehr Mühe kostete, ihre Lage von den Indianern zu erfahren, als sich durch die Dschungel zu ihnen hindurchzuhauen. Der grössere Palast war bisher unbekannt. Ich habe ihn durch Zufall entdeckt, während wir nach zwei angeblich gut erhaltenen Tempeln suchten. Die Tempel dagegen blieben im Walde verborgen.

Labná liegt in einem Thalkessel des kleinen Hügelzuges, der Yucatán im Osten durchzieht und der heute noch die meisten Ruinen birgt, weil die

spanischen Grundherren hier weniger als in der Ebene mutwillig zerstört haben, um sich Äcker zu schaffen. Die Ruinen sind, da sie an den Hügelabhängen über den Wald emporragen, leicht zu finden. — Ein Tempel, der wie das Taubenhaus in Uxmál von einer viereckigen, gewaltigen Steinkulisse überragt wird, gehört zu den phantasievollsten Bauten Yucatáns, und auch die beiden Paläste geben denen von Uxmál und Sabaktché nichts nach. — Aus dem kleineren Palast machen harmonische Verhältnisse und lieblich-phantastische Ornamentik ein Steinjuwel. Er gleicht an zierlicher Anmut, obgleich er im Übrigen grösser und reicher ist, dem Schlösschen von Mulottseca. Eine von seinen Thürnischen ist noch so frisch in der Farbe, dass man deutlich die Valeurs der Töne erkennen kann: auf grell zinnoberrotem Grunde giftig grüne Palmetten; das Fragment giebt eine Ahnung davon, wie bunt die ganzen Bauten verputzt waren; die Reizstärke der Farben gab der der Ornamente und Symbole nichts nach. — Am grossen Palast sind die Verhältnisse gedrungener und archaischer, die Thore niedriger und breiter, das Gebälk

im Verhältnis zur Höhe schwerer. Die Masken sind so üppig stilisiert, dass sie nur durch ihre imposante Grösse und ihre gross-ornamentale, strenge Linienführung davor gerettet werden, kindlich fratzenhaft zu erscheinen. Die auffallendste steht über einem der Hauptthore mitten unter Mäandern und halb zerstörten menschlichen Figuren. Zwischen tellergrossen, viereckigen Augen springt ein Rüssel wie ein Schiffshaken vor; darunter zeigt der lippenlose Mund zwei Reihen viereckiger Zähne und an jedem Mundwinkel zwei hornartige Haken. Die Pupillen der Augen waren blau. Die Zähne standen weiss glasiert hell im roten Rachen. Der ganze Kopf ist an die fünf Fuss hoch, und der Rüssel ragt hieroglyphengeschmückt etwa drei Fuss aus dem Fries vor. Uns Moderne bewegt tiefer eine andere Kolossalmaske, ein schönes Menschenantlitz, das wie erstarrt zwischen den Fängen eines Aligatorrachens gehalten wird. Als längst verdorrtes Symbol welches entschwundenen, welches verlorenen Glaubens blicken diese Augen noch so tragisch hernieder? — Das Alles steigt, einem dunklen, unterirdischen Kyklopen-

werk gleich, aus den Trümmern der herniedergestürzten oberen Stockwerke auf. Die Vegetation, die darauf lastet, ist so mächtig, dass sie ganze Mauern mitsamt ihrem Gebälk in einem Stück umlegt; ihre durstigen Wurzeln sprengen wie Arme die Decken, um in die Feuchtigkeit der Palastkammern hinabzulangen. Der Schatten des Waldes vertieft den Eindruck des unheimlich Nächtigen, Höhlenartigen. So gleichen die Paläste den Zinnen irgend eines aus dem Erdinnern in phantastischer Pracht aufragenden Nibelheim.

Kabà, 9. Dezember 1896.

Kabà bietet von der obersten Terrasse des grossen Tempels aus ein ähnliches Bild wie Chichén-Itzá; in allen Himmelsrichtungen eine unübersehbare Anzahl von Trümmerkomplexen, die wie Inseln aus dem grossen Walde aufsteigen; die Ausdehnung der Stadt, die Menge und die Masse der Bauten, der Reichtum der Symbole und Ornamente, welche

langsam im steigenden Humus- und Wurzelmeer versinken, sind hier nicht merkbar geringer als dort. Der Ort war wie Uxmál und Labnà, wie Sabaktché und Aké, wie Bolontchén und die Dutzende von anderen Städten, die Stephens und Maler entdeckt haben, eine grosse, reiche, mit prunkvollen und kolossalen Gebäuden geschmückte Hauptstadt. Wenn Kunst, wie es scheint, auf Seiten ihrer Schöpfer wie auf Seiten derer, die sie geniessen, eine Summe überschüssiger Kraft repräsentiert, dann muss man staunen, wie auf einem so kleinen Gebiet wie Yucatán so zahlreiche Kulturzentren möglich waren; das heisst, wie der Bruchteil von Arbeit, den diese Menge von Palästen und Tempeln verbraucht hat, immateriellen Bedürfnissen, Luxuswerken, zugewendet werden konnte; nichts giebt einen grösseren Begriff von der verschwenderisch schenkenden Fruchtbarkeit der tropischen Natur. Diese Fruchtbarkeit ist hier sozusagen kapitalisiert sichtbar; der Mangel an Export hat sie zu Stein werden lassen: was an Volkskraft durch das mühelose Empfangen von der schenkenden Natur ent-

behrlich gemacht wurde, ist statt ausser Landes zu gehen, hiergeblieben. Also auch hier wie bei uns im Mittelalter war der beschränkte Markt eine Ursache hoher Kultur. Man muss annehmen, dass wo der Arbeitsertrag grösser ist oder schneller steigt als die materiellen Bedürfnisse und auch nach aussen hin keinen Ausfluss findet, die Kraft, die sich staut, Luxusbedürfnissen zufliesst. Luxusbedürfnisse sind ja nicht wie die materiellen an eine feste Aufnahmefähigkeit gebunden, sondern steigern sich unbegrenzt nach den Arbeitsmengen, die sie beherrschen, und können alle Formen und Stufen der Kunst in Anspruch nehmen, von der Ornamentik der Naturvölker bis zu den Bauten Ägyptens und den gothischen Domen. Während die Exportkultur mit der Mehrkraft des Volks Exportwaren schafft, das heisst einen Ersatz für Wertpapiere, eine Art von Münze, die den Nachteil hat, viel Arbeit zu kosten, und doch zu verfliessen, bietet also die Umgrenzung des Marktes den Kraftüberschuss Herrschern, Priestern, geistig oder künstlerisch verwandten Menschenreihen, allen kurz, die Schöpfer sein wollen, als ein mächtiges

Werkzeug dar; mit dem sie, wenn ihr Sinn auf Dauerndes geht, über sich selbst hinaus produktiv werden können. So ist es in Yucatán gewesen; seine Fruchtbarkeit wurde statt zu Geld zu Bauten. — Japan könnte, wenn es nötig wäre, beweisen, dass die Produktivität, der Eigenwert eines Volks mit seinem Geldreichtum, seiner Kaufkraft, nicht identisch ist; denn die Kaufkraft ersetzt und verdrängt dort allmählich was ich Produktivität genannt habe. Die Arbeitsmengen, die bis vor Kurzem Dinge schufen, die Eigenwert besassen, fabrizieren jetzt Waren, die nur einen Tauschwert haben; die alten, ganz feinen Lack- und Porzellan-Arbeiter sterben aus, weil die Jungen sich der Herstellung von Strümpfen und Streichhölzern, die ausgeführt werden, zuwenden. Dort steigt also die Kaufkraft des Landes, während seine Produktion an Selbstwerten sinkt; seine Arbeit wird statt zu Genüssen zu Geld. Mit dem Gelde werden sich Einzelne vielleicht einen plutokratischen Luxus kaufen; dieser aber, der zum Beispiel auch aus dem Auslande bezogen sein kann, ruht auf einem ganz anderen Grunde, als die alte, volkstümliche Luxuskultur, die sich nicht an-

ders als national denken lässt. — Man übersieht, um wieviel die Höherentwicklung der europäischen Kultur durch die Erweiterung der Handels- und Auswanderungswege seit dem Ende des Mittelalters möglicherweise auch verzögert worden ist.

Das bedeutsamste Bauwerk in Kabà ist wegen seiner Fassade der Tempel des Kukulcàn, des Schlangengottes. Er setzt sich aus fünf Doppelheiligtümern zusammen. die in einer Reihe hinter einer einzigen langen Front liegen. Diese Front besteht in ihrer ganzen Länge und von unten bis oben aus nebeneinander und aufeinander gestellten je drei Fuss hohen Kolossalmasken mit blanken Zähnen, grossen viereckigen Augen und vorgestreckten Rüsseln; ein kräftiges Gebälk und die mächtigen Monolithe der Eingangsthüren bieten dem Blick einen Massstab und halten das Ganze so zusammen, dass es trotz seiner Phantastik den Eindruck eines Architekturwerkes, eines grossen Gebäudes, macht. Die Pupillen, die Einem aus den zahllosen Augenhöhlen der Maskenreihen entgegenblicken, die Menge der Lippen, die in regelmässigen

Zwischenräumen mit Schmuck beladen in der Fassade herniederhängen, die Gebisse, die ihre geschlossenen Zähne zeigen, überziehen die ganze Front wie mit einem Riesenmuster aus Augen und blanken Zahnreihen. — Durch die Thür des mittelsten Heiligtums sieht man an der Rückwand auf dem Boden eine ähnliche Maske wie die der Fassade stehen; ihr Rüssel, der in drei Bogen auf dem Erdboden vorrollt, bildet den Stufenaufgang zu einem zweiten, höher gelegenen Raum, der wohl das Allerheiligste war. Wenn man auf der Treppe, die die Terrassen des Tempels emporführt, die oberste Stufe erreichte, starrte einem plötzlich zwischen den übrigen Ungeheuern aus dem schwach erhellten Tempelinnern diese aus dem Boden aufragende Riesenmaske wie ein Phantom entgegen; und darüber in der hinteren Kammer, in noch tieferem Dunkel der Gott.

Wenn ich richtig empfinde, was die Mayakünstler erstrebt haben, dann ist dieser Bau ihr Meisterwerk. Als die Flucht seiner blauen Augen und roten Rachen sich unter den Bäumen des heiligen Hains im Dämmerlicht riesengross auf seinen

Terrassen erhob, einem Traumgesicht gleichend, da hat er wie kein anderes von ihren Bauwerken in gewaltigen Verhältnissen mit meisterhafter Steintechnik und genialem Ornamentalsinn eine Vision verwirklicht, die die Phantasie mit derselben Gewalt wie eine Erzählung von Poë oder ein Capriccio von Goya in ihren Bann zwang. Und eben das scheint mir das eigentliche Ziel der Mayakunst gewesen zu sein.

Denn die Paläste und Tempel Yucatáns sind dem Märchen nicht nur äusserlich in ihrer Stimmung ähnlich, sondern auch innerlich verwandt durch den Instinkt, den sie befriedigten. Sie entsprechen dem Drang einer noch kindlichen Menschheit, an wechselvollen Erregungen alle noch frischen Fähigkeiten ihrer Seele zu erproben; auch sie wollen die Phantasie durch Überraschungen und Wunder wecken, Abenteuer sein, die die Sinne erleben, und Symbole, über die der Verstand grübeln kann; nicht abwechselnd grimme und holde, wie die des nordischen Märchens; ihnen fehlt der Humor: sondern bizarr unmögliche, die statt des Lachens eine düstere Sinnlichkeit wie tropischer Blumenduft

durchzieht. Das Fabulieren erstrebt hier in schwülen, furchtbaren Bildern eine Gewaltsamkeit der Eindrucksmittel, die nur auf das stumpfste Empfinden oder auf einen Kraftüberschuss berechnet sein konnte, der sich in den heftigsten Nervenerschütterungen Luft machen musste. Man kann nicht zweifelhaft sein, welches von Beiden hier der Fall war. Denn wenn die Kunst gebraucht wird, um der Kraft, die den Menschen bis zum Schmerze spannt, einen Ausfluss durch die Sinne zu bahnen, dann bleibt neben dem Geniessen auch das Handeln in seinem Recht; als direktere Schwächungsmittel des Körpers und des Willens treten orgiastische Zeremonien, blutige und ermüdende Wettkämpfe, das Aufsuchen ferner Abenteuer und die Selbstmarterung durch Askese neben der Kunst auf; ja der erschöpfende Kunstgenuss ist dann für jenes erschöpfende Handeln im Grunde genommen nur ein Surrogat. In Yucatán, wo sich, trotz genügender Überlieferung nicht einmal die Sage an solches erhalten hat, wo im Gegenteil ein quietistisches, energieloses Volk solche Wirkungsstärke gesucht hat, bleibt nur der Schluss,

dass es stumpfe Nerven waren, die dieser Lautheit bedurften; wie denn überhaupt die sogenannte reichere Sinnlichkeit des Südländers blos eine gesteigerte Reizbedürftigkeit sein könnte.

13. Dezember Mittags.

Die Nacht über an Bord der Yumuri auf der Rhede von Progreso gelegen; dann um sechs Uhr früh die Anker gelichtet und westwärts am palmenbestandenen Küstensaum hinausgefahren. Das Land haben wir bald aus der Sicht verloren. Die See ist bis an den Himmelsrand ein Glanz und eine Glätte; das Wasser klar und blau wie das Eis in einem Gletscherspalt. Nirgends ist Leben; alles regungslos; nur Licht und Blau. Diese tropischen Lichtwüsten sind die einsamsten aller Meere. Es ist, als hätte auf sie nie ein Auge geblickt. Sie scheinen selbstgenügsam in unberührter Herrlichkeit zu ruhen. „Was schön ist, selig scheint es in ihm selbst."

Veracruz, den 15. Dezember 1896.

Heute in der ersten Morgenhelligkeit stieg ganz fern die mexicanische Küste auf; der Häusersaum von Veracruz und über einem Wolkenstreifen durchsichtig wie ein Phantom die weisse Spitze des Orizaba.

Leider haben wir den Zug verfehlt und mussten den Tag über hierbleiben. Ich habe die Zeit benutzt, um das alte Conquistadoren-Kastell San Juan de Ulua zu besuchen. Es liegt auf einer Insel vor der Hafeneinfahrt; die weissen Bastione steigen an der Hafenseite steil aus dem Wasser auf; die Barken segeln bis an die Kasematten hinan. — Am Meere schützt den Wall ein schmaler Sandsaum, auf dem einige wild zerzauste Kokospalmen sich im Winde hin und herbiegen. Verfallende Gräber von französischen Soldaten, die hier während des Krieges am Fieber gestorben sind, stehen auf der Düne.

Die Festung dient als Galeerenanstalt. Sie hat einen düsteren Ruf; Diaz soll die Verliesse am Meer benutzt haben, um Oppositionspolitiker von der steigenden Flut ertränken zu lassen. Inquisitionsge-

schichten entsprechen dem südlichen Sensationsbedürfnis. Die Qualen, die man sieht, sind andrer Art. Hierher verschwindet, was an politischer Opposition nicht der Ley Fuga zum Opfer fällt; Verdächtige oder vielleicht blos Missliebige mit gemeinen Verbrechern zusammen. Als Gefängnis dienen die Kasematten, kellerartige Steingewölbe, in die nur durch Schiessscharten ein schwacher Lichtschein dringt. Die Luft unten ist dick und feucht. In jedem Raum liegt eine Heerde Gefangene; wenn man durchgeht, drängen sie sich beiderseits eng an den Wänden zusammen. Der Lichtmangel hat Alle zu einer Art von Larven entfärbt; man hat Mühe, Einzelne auseinanderzukennen; die Reihen aschgrauer Gesichter, deren Augen in den zu tief gewordenen Augenhöhlen unsichtbar sind, gleichen einander wie Totenschädel an Katakombenwänden. Für was für verschiedene Thaten oder Worte die Einzelnen auch hier sein mögen, jetzt gleichen sich die Gesichter und auch die Gedanken: die noch so viel Kraft haben, strecken die Hand zum Betteln vor. — Das Gelbe Fieber tötet alljährlich glücklicherweise einen starken Prozentsatz.

Auf den Grund, auf dem die Festung steht, hat Cortez zum ersten Male am 21. April 1519 auf mexicanischen Boden das Kreuz gepflanzt.

Córdoba, den 16. Dezember 1896.

Den Tag in Córdoba am Fusse des Orizaba verbracht. Der Ort liegt blos sechshundert Meter hoch; an den 17000 Fuss des Berges sieht man fast von unten bis oben empor. Rings im Umkreis der Stadt, die in Wirklichkeit blos ein grosses Gebirgsdorf ist, liegen Kaffeeplantagen, auf denen zum Schutz der jungen Pflanzen zwischen den Stauden möglichst dicht grossblätterige oder immergrüne Bäume: Steineichen, Bananen und Orangen, gepflanzt werden. Das giebt um den Ort einen künstlichen Urwald, durch den Grenzwege stundenweit zwischen blühenden Hecken führen. Brotfrüchte und reife Orangen hängen in den Ästen, die Tulipane strecken ihre schwachduftenden Blüten vor, und

ihren Riesenkelch öffnet blutrot die Weihnachtsblume. Durch die Zweige glänzt überall der weisse Vulkan; und der ferne Schnee wirkt paradiesisch inmitten des blühenden Tropengartens.

Orizaba, den 17. Dezember 1896.

Orizaba liegt unter dem Orizaba-Vulkan an einem laut zwischen Bananendickicht niederrauschenden Giessbach. Die grüne Schlucht schneidet die Stadt entzwei. Zu beiden Seiten steigen ihre bunten, hellrosa oder lila gestrichenen Häuser empor, und zwischen ihnen gothische Kuppeln und Glockentürme zierlich geschmückt mit leichten Pilastern.

Zur Abendandacht habe ich das mexicanische Weihnachtsmysterium, das Posadaspiel, in der Kirche der Schmerzensmutter gesehen. Am Hauptaltar stellte eine lebensgrosse Papiermasse-Gruppe Maria und Joseph dar, auf der Wanderung gen Bethlehem, Joseph in einen Mantel aus grüner Seide gehüllt

und Maria im Schmuck eines Strohhutes und Reiseschleiers; sie durchschreiten einen Wald, der von echten Brotbäumen dargestellt wird. Zuerst spielt die Orgel ein weiches Präludium, zu dem Kinder auf Wasserpfeifen den Gesang von Waldvögeln nachahmen. Dann trägt eine Prozession, der sich die ganze Gemeinde anschliesst, eine zweite Darstellung derselben heiligen Personen zur Sakristeithür, die das Thor einer Herberge bedeuten soll. Die Thür ist verschlossen; Maria und Joseph begehren Einlass und werden mit rauhen Worten zurückgewiesen; da zieht die Gemeinde zu den Pfeifen noch Trommeln und dann Schnarren hervor; bis in einem betäubenden Lärm sich schliesslich die Herbergsthür den Reisenden öffnet. Das ist der Schluss des Weihnachtsmysteriums. In den Zwischenpausen dieser Katzenmusik wird gebetet und gepredigt. Man muss wieder dumpfere, dämpfende Sinne annehmen, um zu begreifen, wie jemand in Andacht solche Erschütterungen ertragen kann.

Abends waren wir auf dem Platz bei der Musik. Ringsherum stehen Hazardbuden für das Volk, in

denen um Centavos eine Art von Lotto gespielt wird. Alle Buden waren gedrängt voll. Die Spielenden sassen über ihre Karten gebeugt an langen, schmalen Holztischen und pointirten mit Maiskörnern. Das Merkwürdigste war ihrer aller Ruhe und Gleichgültigkeit; von Aufregung war keine Spur zu bemerken. Von Weitem sahen sie aus wie eine Abendklasse von fleissigen Schülern.

Von Orizaba nach Mexico,
18. Dezember 1896.

Die Fahrt die Cordilleren hinauf von Orizaba her übertrifft die Erwartungen. Das Gebirge steigt in Stufen auf. Dazwischen führen Schluchten empor, wilde Gewässer rauschen thalwärts oder stauen sich in der Enge zu grünen Weihern; weit unten bedeckt der Wald den Thalboden wie ein tiefer Teppich. — Aber die Kraft des Lichts ist zu gross; die Stärke des Eindrucks wirkt brutal auf die Sinne

und die Phantasie. Die Schneegipfel versengen das Auge oder verschwimmen in lauter Licht; das Laub steht farblos, ohne Colorit, nur schwarz, am blendenden Himmel.

Guadalajara*), 24. Dezember 1896.

Nach zwanzigstündiger Fahrt von Mexico aus heute Abend hier angekommen. So habe ich meinen ersten Eindruck vom Dom Nachts bei der Weihnachtsmesse empfangen. Ich weiss noch nicht, wie das Dominnere bei Tage wirkt; im Kerzenglanz ist es das fremdartigste in Mexico; im Stil eine Mischung von Flamboyantgothik und Empireformen: die Säulen der Schiffe antik mit dorischen Kapitälen, aus denen palmenartig Bündel von gothischen Rippen emporwachsen; die Wände und Pfeiler weiss lackiert, die Gewölberippen vergoldet und die Schiffe entlang

* spr. Guadalahára.

golden an goldenen Ketten hängend Reihen von Kerzenkronen. Die Lichter vervielfältigen sich im Gold und in der Glätte des Lackes zu zahllosen Feuerreflexen; die Kirche gleicht beim zitternden Spiegelschein einem unermesslich grossen Ballsaal, der aber bei seiner erhabenen Grösse nicht frivol scheint. Der matte Glanz der Lackwände und der Schimmer des Goldes verschmelzen im Kerzenlicht zu zartester Farbigkeit; den ganzen Raum erfüllt ein mildes Leuchten und Wogen, das im Chor allmählich in Nacht verlischt.

Dieser blasse Akkord von Weiss und Gold und Flammenrosa umspielt heute Nacht den gewaltsamen Farbenmissklang der Gemeinde, die dichtgedrängt vom Hauptportal bis zum Gitter des Hochaltars blau und schwarz und knallrot wie ein grosses Beet von grellen Riesenblumen das Parkett bedeckt. Die meisten hocken seit Stunden auf dem Boden; die Frauen harren tiefverschleiert und in sich zusammengesunken im Gebet, die Männer stützen schlafend oder stoisch unbeweglich ihre Gesichter in den kupferbraunen Händen, über die das Haar in langen,

schwarzen Strähnen fällt. Weihrauchdunst schwebt in den Kirchenschiffen mit dem Qualm des Atems vermischt wie eine bläuliche Lichtwolke zwischen der Menschenmenge und den brennenden Kerzenkronen darüber.

Seit elf Uhr läuten die Weihnachtsglocken. Von allen Kirchen strömen die Klänge, nahe und ferne, dumpfe und helle, majestätisch oder hastig, rein oder wie durch einen Riss getrübt, ein erzenes Dröhnen, ein Brausen wie von vielen Menschenstimmen durch die offenen Portale zum Dom herein. Das Ohr ermattet in der Klangfülle, die in langgezogenen Riesenwellen, gleichmässig im mächtigen Takt heranschwellend und wieder verziehend wie ein Ozean nach dem Sturme brandet. Die Nerven werden durch sie für den Tonzauber der spanischen Weihnachtsmesse vorbereitet.

Um Mitternacht verstummen die Glocken; die Domportale fallen zu, und in der plötzlichen Stille beginnt Musik, kaum hörbar und doch sanft und voll aus dem dunklen Chor wie aus weiter Ferne tönend, Orgelakkorde, mit denen hohe Kinderstimmen und

leises Vogelgezwitscher zum zartesten Nervenzauber verschmelzen; Knaben und Frauen mischen sich leise ein. Anschwellend scheint der Klang jetzt aus den Höhen der Kuppel herunterzuschweben, immer voller, und doch gedämpft, als ob durch dämmernde Nacht ein Sternengesang näherkäme, der Auge und Ohr durch leise Lockungen schmerzhaft selig spannte. Sanfte Melodien tragen von Stimmen der Höhe gesungen die Weihnachtsverkündung durch die weissen Hallen zur morgenländisch bunten Menge herunter. — Dann, nach diesem Vorspiel, beginnt die Liturgie. Priester in Weiss und Gold gekleidet treten in den Kerzenglanz des Hochaltars wie in einen Glorienschein. Der tiefe Bass des Offizianten wechselt mit den Frauen- und Knabenstimmen aus der Kuppel ab; und immer wieder erhebt sich die einsame Stimme des Menschen im Wechselgesang mit den Responsorien, die wie Weltenharmonien millionenfach verschlungen rauschen und schwellen.

Ein grosser spanischer Dichter, Bécquer, hat in Worte gekleidet, was spanische Gemeinden während der Liebesextasen dieses mystischen Hochamts

fühlen; die Schilderung steht im Maëse Perez. Die Messe beginnt; der sterbende Meister berührt mit den Fingern die Tasten; die Orgel erdröhnt. *„Ein Ton entschwebte ihren hundert Metallrohren erhaben und langsam und verging dann in Nichts, als habe ein Wind ihn hinweggerafft. Diesem ersten Ton, der einer Stimme glich, die sich von der Erde zum Himmel erhob, antwortete wie aus der Ferne ein zweiter, zuerst sanft und dann schneller und schneller zu Fluten donnerähnlicher Harmonie anschwellend: die Stimme der Engel durch den Weltenraum zur Erde tönend; man begann ferne Gesänge zu hören von himmlischen Heerscharen angestimmt, tausend zugleich und doch nur einen, die wogende Begleitung einer Wundermelodie, die auf dem Ozean jener geheimnisvollen Wechselgesänge wie ein Nebelstreif auf den Meereswellen hinschwebte. Schon aber beruhigten sich einzelne Gesänge, verklangen, verstummten; die Polyphonie wurde einfacher; nur zwei Stimmen waren es noch, die fortfuhren neben einander hinzuschweben; und dann blieb nur eine einzige übrig, ein einziger schriller Ton, der wie ein Licht zu glänzen schien. Der Priester neigte den Kopf und über seinem greisen Haupte erschien der Ge-*

meinde in blauen Weihrauchdampf wie in einen dünnen Schleier gehüllt die Hostie. Der schrille Ton, den bis dahin ein Triller gehalten hatte, zerging jetzt, wurde voller und voller, bis eine Explosion gewaltiger Klänge den Dom erschütterte, in dessen Winkeln die zu dicht gewordene Luft summte, während die Glasfenster in ihren Spitzbogen zitterten. Aus jedem Ton, den jener machtvolle Akkord enthielt, brach eine Melodie hervor, die eine nah, die andre fern, die eine glänzend, die andre dumpf, als wollten Gewässer und Vögel, Winde und Wälder, Menschen und Engel, Erde und Himmel alle in ihrer Sprache die Geburt des Heilandes lobpreisen. Der Priester fühlte, wie seine Hände bebten; denn der, den sie emporhielten, der, den jetzt Menschen und Erzengel grüssten, war sein Gott, war sein Gott; er glaubte den Himmel offen und die Hostie verwandelt zu sehen.“

Gewiss sind es nicht solche Träume, die die Indianermenge hier träumt. Aber was hier erwacht bei dieser Musik, die die Seele bis in ihre letzten Tiefen aufwühlt, hat niemand gesagt: Bilder von entthronten Göttern oder von blutigen und perlenglitzernden Heiligen? Düstere Gefühlsnachklänge

orgiastischer und grausamer Riten, Sehnsucht, die nur durch feierliche Reigen um Menschenopfer auf Bergesspitzen befriedigt werden könnte, oder plumpe und urweltliche Vorstellungen, naive Grausamkeit und tierische Brunst? Die Menge verharrt schweigend und unbeweglich, individuenlos, trotz der bunten Lappen, die die Einzelnen grellverschieden schmücken, eine eingepferchte, dunkle Menschenherde, während über ihre Köpfe weg die Orgel zuletzt noch einmal den alten, reinen, jungfräulich-weiss geschmückten Dom mit Jubel und Sieg erfüllt, und dazu noch immer, jetzt ganz leise, die süssen Stimmen der heiligen Nacht, das Vogelgezwitscher bei den Hirten im Felde und die sanften Engelsgesänge fern entschwebend die alte Weihnachtsbotschaft weitertragen: *Fürchtet euch nicht: siehe ich verkündige euch grosse Freude, die allem Volk widerfahren wird. Denn euch ist heute der Heiland geboren . . . . Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Gloria Patri. Laetentur coeli et exsultet terra ante faciem Domini quoniam venit . . . .* Als die Domportale geöffnet werden,

strömt in die weihrauchschwere Kirchenluft die Weihnachtsnacht warm und blüten duftend herein.

Guadalajara, 25. Dezember 1896.

Nachmittags hinaus zur indianischen Weihnachtsfeier in einem der Dörfer nahebei; es ist das Pastores (Hirten-)Spiel. Ein Mysterium wird im Freien gegeben, ohne Bühne. Die Zuschauer sitzen um die Spieler im Kreise auf der Erde herum. Im Stück treten vier Teufel auf, dann der Erzengel Michael, der Greis Winter und Hirten, die zum Jesuskinde gen Bethlehem fahren: Winter ist die komische Person und belustigt das Publikum; die Teufel sind als Indianer bekleidet mit Stirnreifen, gewaltigen Federkronen und roten Mänteln; die heiligen Pilger dagegen spanisch in Kniehosen, kurzen Torerojacken ohne Ärmel und weissen, reich gestickten Hemden. Es wird abwechselnd zu monotoner Musik getanzt und rhythmisch rezitiert: die Verse schildern die Höllenqualen der Ungläubigen, die Tänze bestehen

aus langsam schreitenden Reigenbewegungen, die an das Relief von Chichen-Itza erinnern. Vielleicht ist das Ganze ein altes, vorspanisches Sonnenwendfest der Indianerstämme. Aber jeder Zug des Spiels, wie es jetzt ist, die verschiedene Tracht der Teufel und Hirten, die Betonung der Strafe für die Ungläubigen, die geschickte Umdeutung alter Bräuche lehren, wie die Kirche sich in Mexico die Herrschaft erkämpft hat, und zugleich, wenn man an die spanische Weihnachtsmesse denkt, mit wie viel einfacheren und naiveren und daher blutfreudigeren und grausameren Vorstellungen sich hier noch natürlich das religiöse Gefühl verbindet. Es ist ein Beispiel der moralischen Eroberung, der Art wie Glaube und Kultur einer Rasse scheinbar zum Eigentum einer anderen werden.

Guadalajara, 26. Dezember 1896.

Die innere Stadt ist eine Folge von Arkadengängen und Gärten, von denen allzu süsse, be-

täubende Düfte entströmen. Rosen und Tuberrosen, Narzissen, Orangen und Tulipane blühen jetzt. Inmitten ihrer Blumen und Blütenwolken stehen die Türme von fensterlosen, gewaltigen Kirchen; gothische Strebepfeiler treten aus dem kahlen Steinmauerwerk wie Bastione hervor, so dass man Kanonen zu sehen erwartet, wo groteske Wasserspeier, Drachen, Adler, Ungeheuer, das Steinwerk bekrönen. Überall tragen die Mauern dieser kirchlichen Zwingburgen noch Spuren der früheren Kriege und Revolutionen: Löcher von Granaten und Kugeln gesprengt. Bis auf Diaz herrschten wie im Mittelalter hier fortwährend kleine Fehden. Losada, der sogenannte Banditenkönig, ist noch vor achtzehn Jahren mit einer Briganten-Armee von zehntausend Mann gegen Guadalajara marschiert; „dem Gouverneur, der die Barbaren geschlagen hat", hat die Stadt vor San Francisco ein Denkmal gesetzt. —

Auf den meisten Plätzen ist in der Mitte ein Brunnen an dem abends Weiber Wasser holen; ihre Thonkrüge, die sie auf der Schulter oder der Hüfte tragen, sind rot und dickbäuchig wie antike Am-

phoren, bizarr verziert mit Weiss und Gold nach altindianischen Mustern. Diese Frauen sind kräftiger gewachsen und schöner als die von Mexico, von hellerer Haut und lieblicherem Gesichtsausdruck; die ernste und herbe Schwermut der mexicanischen Augen weicht bei ihnen einem halben Lächeln. Ihre Liebe zur Musik ist eine Leidenschaft. Des Nachts hört man überall von fernen Strassen her Gesang und Guitarrenspiel, schwermütige oder schalkhaft heitere Liebeslieder von sanften und warmen Stimmen gesungen.

In den Volksvierteln, ausserhalb der inneren Stadt haben die Häuser nur ein Stockwerk und wie in Puebla flache Dächer; Fenster sind nach maurischer Art selten und die wenigen, die die Strassenmauern unterbrechen, dicht vergittert. Aber innen ziehen sich die Wohnungen der Armen klosterartig um grosse, mit Orangen und Blumen bepflanzte Höfe. Die Thüren der Wohnungen öffnen sich nach dem Hofe zu; und auf diesem spielt sich am Tage das ganze Wirtschaftsleben ab. Materiell leidet der Arme unter seiner Armut hier weniger als im Norden:

Sonne und Blumen kann ihm der Reiche nicht rauben; der Ärmste hat eine gewisse Anzahl von angenehmen Empfindungen, also von Luxus, umsonst. Dieses noch mehr als die grössere Leichtigkeit, die Bedürfnisse des Lebens zu erlangen, lässt die Kluft zwischen Reichen und Armen hier weniger hart als bei uns empfinden. In Geld gemessen wäre sie grösser als im Norden.

Heute Nachmittag waren Stierkämpfe; Blut und Blechmusik als Nervenkitzel; und doch sind die Ruhe und Gleichgültigkeit dabei erstaunlich. Einmal entstand in einer Kompagnie Militär, die auf der Arena sass, eine Prügelei: einige Sergeanten kugelten mit Mannschaften zusammen die Stufen herunter. Die Leute, die unten sassen, Volk und meistens Männer, rückten nur aus dem Weg, fast ohne sich umzusehen. Als ein Stier einen Picador warf und aufspiessen wollte, stand das bessere, weissere Publikum, die Schattenseite der Arena, auf; das Volk gegenüber in der Sonne blieb sitzen; die mexicanische Menge reagirt auf Reize ebenso träge wie der einzelne Mexicaner. Erst ganz zuletzt, nachdem zwei un-

gewöhnlich wilde Stiere mehrmals über die Barrieren gesprungen waren, fing die Bewegung auch unter den billigeren Plätzen an. stärker und lauter zu werden. Aber selbst dann war die Aufregung mit der bei englischen oder deutschen Rennen oder mit dem frenetischen Geschrei bei einem Stierkampf in Sevilla oder Paris nicht zu vergleichen; namentlich fehlen die grosse, atemlose Stille und das jähe Losbrechen des Jubels, die das tiefbrandende Innenleben der europäischen Menschenmenge bezeugen.

Das Gedränge in den Strassen hier ist grösser als selbst in unseren Millionenstädten. Aber still und lautlos wogt die dunkle, schillernde, massenhaft flutende, fremdartige, bunte Menge überallhin, auf die Märkte und Plätze, durch die Gärten und Höfe, in die Kirchen und Theater, an die Kneipen und Spielhöllen, in die entlegenen Strassen und in die schlechten Viertel, dort, wo die Häuser nicht mehr vergittert sind, sondern Nachts lichtstrahlend offenstehen und ihre ausgekleideten, geschminkten Insassen zeigen; alles umflutend, alles füllend, fliesst der wimmelnde, endlose Menschenstrom; am Tage

bunt: Männer im Farbenkaleidoskop ihrer roten und weissen und regenbogenartig gestreiften Ponchos, Juwelenbehangene, reitende, rauchende Weiber, Viehhirten, die in den Pulquekneipen mit silbernen Sporen und silbergesticktem Filzsombrero am Schanktisch zu Pferde halten, Frauen, die sich in den Hüften wiegend ihren Krug zum Brunnen tragen, Packträger, denen die Lasten an Stirnreifen wie an Diademen hängen und die spät im roten Sonnenstaub durch die Thore der Stadt einziehen; des Nachts schwarz wie aus wallenden Scharen phantastischer Schatten, bewegte Dunkelheit, ausser wo unter einer einsamen Bogenlampe ein Teil durch das Licht leise hindurchflutet and beständig aus Nacht zur Farbigkeit auftaucht, oder draussen bei der Weihnachtskirmess, wenn ein Binsenfeuer im Aufflackern das Gesichtermeer der wimmelnden, weiten, schwach bewegten Volksmassen rot erleuchtet. Überall dieselbe Ruhe; gedämpfte Schritte, gedämpfte Gespräche; man empfindet nur in der fast geräuschlosen Stille, als flüsterten Tausende. Die kraftvolle Lautheit, der Reichtum an Einzelphysio-

nomieen und doch die Geschlossenheit der nordischen Menge tritt nirgends so stark ins Bewusstsein wie hier, wo man sie mit der stummen, trägen, monotonen und innerlich doch lose gefügten Masse eines tropischen Volkshaufens vergleicht. Diese südliche Menge steht der blonden, nordischen ebenso sehr an sozial wertvollen Trieben nach wie der tropische Einzelmensch dem Europäer an Charakter: an Willensstärke und innerem Reichtum; der Sieg des Nordens ist von Beidem die Frucht.

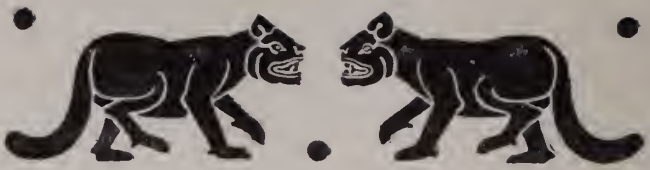
Guadalajara, 27. Dezember 1896.

Früh hat mir G. das Armen- und Waisenhospiz gezeigt, das die Regierung hier unterhält. Die Anstalt dehnt sich einstöckig um siebenundzwanzig mit Blumen und Palmen bepflanzte Arkadenhöfe. Die Reinlichkeit ist musterhaft; die Küche, die Schlafräume, die weissen Betten und Tischtücher, die Kleider der Leute peinlich sauber; und weil alle Thüren immer offenstehen können, ist nirgends der

fade, europäische Anstaltsgeruch. Es sind Krippen für Säuglinge da; und Säle, wo die Alten ihr Leben beschliessen können; Schulen für die Kinder, wo sie die Volksschulbildung, Lesen, Schreiben und Geographie erhalten, und praktische Kurse, in denen die Knaben ein Handwerk und die Mädchen haushalten und kochen lernen. Die Pflegerinnen sind weltliche Diakonissinnen in sauberen, einfachen Kleidern, die geräuschlos und pünktlich ihre Arbeit verrichten. Durch diese Anstalt werden über fünfhundert Arme versorgt, Findlinge aufgenommen, Bettler von der Strasse geholt . . . . und heute Morgen stand in der Zeitung Folgendes: „Ley Fuga: Am Ende der vorigen Woche wurden durch einige Feldgendarmen an einem Punkte, der Cerro Alto (hoher Berg) heisst, zwei gut beleumundete Köhler festgenommen, während sie gerade Holzkohle brannten. Kaum waren sie an den Fuss des Berges angekommen, als der eine von Beiden ohne weitere Umstände erschossen wurde. Der andere floh, als er das grauenhafte Schicksal sah, das seiner wartete, in der Hoffnung, sich vor dem sicheren Tode zu retten.

Dieselben Gendarmen arretierten in seinem Hause in Ixtlahuacan del Rio den José Rodriguez, der nur dadurch vom Tode gerettet wurde, dass er telegraphisch vom Distriktsrichter dieser Stadt einen Strafaufschubsbefehl erlangte. — Die Festnahme der Köhler soll ihren einzigen Grund in einer böswilligen Denunziation durch Knechte der Hacienda von Astillero und Ocotengo gehabt haben, die daran interessiert waren, dass Niemand ihnen im Brennen von Holzkohle Konkurrenz mache." — Man erstaunt in Mexico immer wieder über den Kontrast zwischen der Art der Erfolge, die die Diazregierung zeitigt, und der Klasse von Mitteln, durch die sie sich aufrecht erhält. Das Befremden, das die Ley Fuga Executionen uns Europäern auch in anderen, hierzulande nicht als ausserordentlich empfundenen Fällen verursachen, ist kaum zu überwinden. Seitdem der alte, notwendige Selbsterhaltungs-Instinkt der Gesellschaft, kraft dem sie den Einzelnen dem Ganzen auch gegen sein „Recht", gegen „Billigkeit" und „Humanität" opfert, durch Rousseau zu einem Pudendum geworden ist, fühlen wir Europäer uns

selber fast verletzt, wenn jenes Prinzip einmal ohne Verhüllung hervortritt, wie hier, wo noch die Geburtswehen einer Gesellschaft Anstands-Rücksichten nicht erlauben.



DURCH DIE WEST-CORDILLEREN.

Zacoalco, 28. Dezember 1896.

Um Sechs sind wir auf einer mit acht Maultieren bespannten Postkutsche aus Guadalajara abgefahren. Das Morgenrot brannte auf dem Chor des Domes; in den Strassen leuchteten noch blass einige elektrische Bogenlampen; in der Mestizenkneipe am Thor, La Libertad de Andromeda, nahm der Postillon vom Bock aus noch einen Aguardiente; und dann waren wir draussen auf der Cordillerenhochebene. —

Man sieht hier deutlich, wie nicht nur ein Land seine Bewohner, sondern die Bevölkerung auch ihr Land gestaltet. Die Landschaft ist nicht bloss in

ihrer Bebauungsweise, der Feld- und Dorfanlage, dem Stil der Bauernhäuser, sondern gerade in ihren grossen, scheinbar ureignen Zügen ein zweites nur in der Lichtwirkung noch blendenderes Spanien geworden Dass die Conquistadoren nach heimischer Sitte die Wälder zerstörten, hat fast alles andere, was der spanischen Landschaft eigen ist, nach sich gezogen. Die abgeholzten Berge ermöglichen in ihrer Kahlheit alle Lichtbrechungen und Farbenspiele. Überall haben die reissenden Berggewässer in die Ebene mehr als mannestiefe Spalte gefurcht. Die Ackerkrume verweht infolge der Waldverwüstung und Trockenheit zu Staub, der in sämtliche Farben der Landschaft Weiss mischt: das Gebirge leuchtet in allen Tönen vom tiefsten Purpur bis zur Lichtfarbe; bei Sonnenaufgang rote Lichtspiegel inmitten violetter Schatten; später Taubengrau und Orange, Blau und Blassgelb, Kupferrot und Lila; aber alle Farben sind wie mit Milch getränkt. Man weiss aus gleichzeitigen Berichten, in wie kurzer Zeit die spanischen Eroberer das dicht bewaldete Thal von Mexico abgeholzt haben. Eine Rassensitte

hat in der Kolonie die beiden wichtigsten Bestandteile des Landschaftsbildes, die Oberflächen-Geologie und das Licht, das heisst die Tonart der Farbenskala, wahrscheinlich radikal verändert und in Beiden das Mutterland neugeschaffen. Es ist eine ähnliche, sozusagen psychologische Umformung der Landschaft, wie sie auch einige von Angelsachsen besiedelte Gegenden erlitten haben.

Die Strasse, auf der wir reisen, soll vor vier Jahren noch unsicher gewesen sein; damals pflegte man die, die als Briganten erschossen wurden, nachher an den Telegraphenstangen aufzuknüpfen; wer reiste, sah zu seiner Beruhigung die Banditen, die er gefürchtet hatte, halb von Geiern zerfressen oder als Skelette längs des Weges zwischen den elektrischen Drähten hängen. Jetzt ist die Strasse erstaunlich belebt; die Unsrigen, die von den Eisenbahnen entvölkert sind, können davon keinen Begriff geben. Streckenweisse gleicht sie einer langen Kirmess. Trink- und Essbuden stehen an der Chaussee alle paar hundert Schritt. Ochsenkarren und Reisewagen, Maultiere und Viehheerden, Hausierer und

Fussreisende, Reiter und Bettler drängen sich fast. Züge von Packeseln kommen des Weges, auf Anruf ihrer Treiber anzackelnd, und dann wieder ein Weilchen am Wege grasend; Packwagen zu Zehnen zusammen mit dem nötigen Tross an Reitern und Fussknechten, einem unruhigen, farbigen, hin und hergalloppierenden Schwarm, sind nicht selten; und Männer gehen neben Frauen her, die auf einem Esel reiten, ein kleines Kind im Mantel haltend, wie auf einem alten Holzschnitt der Flucht nach Ägypten. — Sammetbreughel und Callot haben nicht übertrieben. Man lernt hier in der langen Unthätigkeit der Kutschreise, die das Lesen nicht zulässt, mit ihnen den Augen- und Gefühlszauber der Landstrasse empfinden, den Reiz des Sonnenlichts im Staube, der Helligkeit des Weges inmitten der dunkleren Kulturen, der bunten Bewegung der Farbenflecke, die Menschen sind, und schwarz und violett, blau und gelb, rot und weiss, so weit das Auge reicht, allmählich kleiner werdend durcheinanderzittern und dann in Staub und Licht auf immer verschwinden.

Spät war die Kutsche am Salzsee von San Marcos.

Die Gebirgszüge, die diese Lagune umgeben, sind vollkommen kahl; das Wasser ruht auf dem Grunde des Thals dunkel und blank; den Rest der kleinen Ebene bedeckt eine Kruste von Salz und Sand. Der Ort vereinigt die dreifache Melancholie des Wassers, der Wüste und des Dunkelvioletts seiner Berghänge.

Auch unser Nachtquartier, Zacoalco, liegt an einem Wasser, aber umgeben von Baumpflanzungen, die sich mit den Bergen zusammen im See spiegeln. Die Landschaft ist wie die am Lago Maggiore, doch alles weiter, dunkler, ernster.

Atenquique, 29. Dezember 1896.

Unser erster Ausspann war heute am Wirtshaus Las Batallas de la Vida, Les batailles de la Vie. Herren Ohnet gebührte ein Platz unter den hiesigen Kneipenschildern. —

Hier auf dem Lande bestimmen nicht nur die

gothischen Bauregeln den Organismus der Gebäude, sondern bis heute auch die gothischen Formeu ihre Ornamentation. In Sayula, wo wir heute zu Mittag gerastet haben, ist eigentlich die ganze Stadt gothisch, von den modernen, in einem naiven lokalen Spitzbogenstil errichteten Arkaden des Hauptplatzes bis zur mächtigen alten Franziskaner-Kirche, der Iglesia del Tercér Orden, die von Dattelpalmen umgeben, mit ihren finster verschlossenen Formen die Stadt überschattet. Es giebt sogar eine sehr saubere gothische Apotheke und einen alten, mehr malerischen gothischen Maultierausspann, dessen Spitzbogen ganz unter blühenden Geranien verschwinden. An der Franziskaner-Kirche ist eigentlich nur ein nicht sehr grosses Eingangsportal barock. Das Innere ist einschiffig mit einfachen gothischen Mauerpfeilern. Draussen steigen schwere, burgartig massive Strebebögen direkt vom Erdboden zum Dachsims auf und bilden an beiden Seiten der Kirche eine Art von riesigem Arkadengang, als wären die Seitenschiffe nach aussen verlegt. Hier wie in der Hauptkirche des Orts, und wie in Zapopán Zacoalco, San

Pedro, kurz fast überall auf dem Lande, ist der Hochaltar gothisch. Es wirft auf die Stellung des gothischen Stils in Mexico einiges Licht, dass er sich gerade auf dem Lande am Hochaltar erhalten hat; die Gothik war der volkstümliche Faktor, aus dessen Mischung mit dem von den offiziellen Kreisen importierten Barock der churriguereske Stil der mexicanischen Stadtkirchen entstanden ist.

Die Postkutsche fährt nur bis Zapotlán, das wir heute um Zwei erreicht haben, Von da aus muss man über die Pässe ans Meer hinunter auf Maultieren. Ich habe zwei Maulesel, ein Packpferd und als Burschen einen Mestizen mit, José Rolon Serrano. Die Maultiere sollen in ihrem kurzen, weichen Trab Tag für Tag leicht achtzig Kilometer laufen. — Gegen Abend waren wir schon auf der Höhe des ersten Passes. Gegenüber, hinter dem Bergrücken, der tiefgrün und schwarz den anderen Abhang der Passschlucht bildet, stieg das Hochgebirge auf, Gebirgszüge hinter Gebirgszügen bis zu fernen Spitzen, die rosa und lila im Wolkenrot verschwammen; und dahinter im Westen, schien in den

klareren Himmelsfernen schon der Widerschein des Meeres zu leuchten. Am Pass selbst steigen die Schneefelder des Nevado und der Krater des Colima-Vulkans auf; Flammen und Eismassen. Zuerst vermischte sich noch das Vulkanfeuer mit dem verglühenden Abendrot; je später es aber wurde, um so feuriger entzündete sich der Widerschein am Zenith, in der Dunkelheit wie die Lohe einer gigantischen Esse am Himmel leuchtend, bald hell aufflammend, und bald in dumpfem Rot auf den ziehenden Rauch gewaltige Formen malend. — Wir haben unten in der Passschlucht Halt gemacht, beim Rancho von Atenquique. Die unteren Passhänge bedeckt ein dichter Wald, durch dessen feuchte Finsternis die Tiere sich langsam Schritt für Schritt hinuntergefunden haben. Den regelmässig wiederholten Zuruf des Serrano in der Dunkelheit übertönte allmählich, je tiefer wir hinunterstiegen, um so lauter das Brausen des grossen Gebirgsbaches, der sich die Schlucht gerissen hat. Jetzt haben wir auf einige Stunden, bis es hell wird, abgesattelt. Das Rauschen des Wassers und der Gesang zahlloser Vögel erfüllt die

Nacht. Ein schwerer, warmer Duft lagert in diesen Engpasstiefen. Die Luft ist hier so weich, dass wir unsere Schlafmatten unter freiem Himmel ans Feuer gelegt haben. Und über uns funkelt das Südliche Kreuz.

Von Atenquique nach Colima,
30. Dezember 1896.

Wir sind um drei Uhr aufgebrochen, um noch vor Nacht die vierundachtzig Kilometer nach Colima zurückzulegen. Bei Tagesanbruch waren wir in der Gegend am Südabhang des Vulkan-Kegels. Der Blick reicht hier vom Höhenkamm der Westcordilleren bis fast an den Stillen Ozean: Schmale Thäler senken sich zwischen hohen und steilen Gebirgszügen dem Meere zu. Ihre schwarzen und zackigen Felsenwände steigen gen Süden wie Kulissen hintereinander auf. — Die Thalsohlen sind flache, reiche Alluvialebenen; das durch reissende Gewässer vom

Hochgebirge hinabgespülte Erdreich hat sich zwischen den Bergwänden aufgestaut. Die Mitte dieser fruchtbaren Ablagerungen durchfurcht aber immer erdspaltartig und Hunderte von Fuss tief die Schlucht, die der Wildbach sich durch seinen eigenen Schutt und tiefer dringend in den Felsenuntergrund gerissen hat. Die Thätigkeit des Wassers kommt durch diesen sichtbaren Gegensatz ihres schaffenden und zerstörenden Erfolges stark zum Bewusstsein und lässt, verbunden mit den gewaltigen umgestaltenden Kräften, die im Vulkan erscheinen, hier deutlicher als sonst die Erdoberfläche als etwas Lebendiges, Bewegliches, Werdendes, empfinden. Die Landschaft erscheint wie die grosse Leinwand, auf der die Natur noch fortwährend neue Bilder schafft. Wie im Anblick der sich dumpf bewegenden Alpengletscher oder des Meeres oder des Wolkenhimmels kommt zur Erhabenheit, die das Bild für das Auge besitzt, das Pantheistische der sichtbar werdenden Weltenkräfte hinzu, die das Gemüt wie etwas Verwandtes bewegen. Es sind dieses die beiden Bestandteile des landschaftlich romantischen Empfindens; und diese

Gegend vereinigt sie Beide in seltener Stärke. — Achtmal haben wir zwischen Zapotlan und Colima die tiefen Schluchten der Gebirgsgewässer hinunter und wieder hinaufsteigen müssen. Die Felsenwände schneiden jäh und senkrecht in die reichen Kulturen des Thalbodens ein. In der feuchten Wärme der Schlucht entwickelt sich aber eine andere üppige, jetzt mit Blüten bedeckte Pflanzenwelt; und Singvögel und Papageien nisten in den Zweigen. Oberhalb des Dorfes San Geronimo sind wir endlich aus dieser Schluchtenwelt herausgekommen. Unten lag mit ihren Kuppeln und Türmen die Stadt Colima marmorweiss auf der grünen von Höhenzügen umschlossenen Ebene. — In diesem Thal fliessen die Gebirgsgewässer tiefblau an der Oberfläche; Kokospalmen und blühende Bäume stehen wie in einem Garten auf saftigen Wiesen; ein Duft wie von Tuberrosen weht bis ins Gebirge hinauf.

Colima, 30. Dezember bis 1. Januar 1887.

Überall sind hier Kokospalmen. Selbst die einstöckigen, bunten Häuschen der Stadt werden in der zwei- oder dreifachen Höhe ihrer niedrigen Ziegeldächer von einem Wald von Palmen beschattet. Durch ihre Krone blickt in alle Plätze und Strassen scheinbar ganz nah der grosse Vulkan herein. Sein Aschenkegel ist fast weiss und steht, an klaren Morgen, wie glanzloses Silber am lichteren Himmel. Der Reichtum des Thals beruht auf seinen fliessenden Gewässern. Den Ort durchtost ein grosser Gebirgsfluss in Strudeln und Stromschnellen. An den Brustwehren der Brücken sind Steinbänke, auf denen man Abends, wenn keine Musik auf der Plaza ist, dem Rauschen des Wassers zuhören kann; die Gespräche der Nachbarn und die Schritte derer, die vorübergehen, sind so leise, dass sie kaum die vom Geräusch des Stromes erfüllte Stille stören. Der Flusswind weht Kühlung und den Nachtduft der Gärten zur Stadt herein. Und unten baden Kinder und Frauen; weisse Gestalten im Mondenschein.

Die Frauen sind hier von einer glühenden Schön-

heit; der neapolitanische Idealtypus, der in Neapel so selten ist, kommt hier wirklich und oft vor. Was die Italiener Morbidezza nennen, die wie vom Fieber erschlaffte Glut der grossen, tiefgeränderten Augen, giebt dem Gesicht den Charakter; und die Sitten sollen dem Gesichtsausdruck entsprechen.

Manzanillo, 31. Dezember 1896.

Eine kurze vereinsamte Bahnstrecke verbindet Colima mit dem Hafenort Manzanillo am Stillen Ozean. Die See ist an dieser Stelle der Küste in ein kleines Gebirgsthal eingedrungen, dessen Rundung das Wasser, kaum vom Winde berührt, leise rauschend füllt. Ringsherum fangen am Strandsaum gleich Wald und Hügel an, hinter denen das Hochgebirge wild zerklüftet emporsteigt. Der Ort liegt zwischen diesem Wasserspiegel und einem grossen Bergsee auf der Einsenkung eines Hügelrückens wie ein Sattel. Seine leichten Holzhäuser dehnen sich

nach beiden Gewässern hinunter; ihre Bretter sind von der Sonne geschwärzt, trotz der Kokospalmen, die über ihnen ihre Kronen breiten. Den Ozean sieht man nicht; nur seine Brandung gegen das Aussenriff tönt wie ein tiefer Bass zum helleren Rauschen der Hafenwellen. Die Landschaft erinnert an italienische waldumschlossene Meeresbuchten; doch ist das Gebirge hier wilder und dunkler bewaldet; der Himmel tiefer; und das Blau des Wassers noch zarter und klarer: bis weit draussen sieht man darin die grossen Fische, die Haie und die Delphine, wie in Krystall schweben. Im Orte leben etwa achthundert Familien, die ihren Unterhalt auf die eine oder die andere Weise an den im Durchschnitt viermal im Monat anlegenden Schiffen verdienen. Die Männer fischen oder helfen beim Ein- und Ausladen von Waren. Die Sitten der Frauen sind wie an der ganzen Westküste. Das Leben kostet fast nichts. Es giebt Männer, die jährlich blos zwei Monate, das heisst etwa acht einzelne Tage, arbeiten und davon zu leben vermögen. Die Natur bietet hier ohne Arbeit das Not-

wendige: und das Klima thut das übrige, um die Menschen schlaff und wunschlos zu machen. — Für Europäer bedeutet der Aufenthalt den fast sicheren Tod. Die Luft bleibt selbst im Schatten immer schwer und warm; das Meereswasser umfliesst Einen, wenn man badet, wie lauer Balsam; ein feuchter Dunst steigt fortwährend aus der Lagune auf und schwebt vor allen Fernen wie ein Schleier von zitterndem Gold und Blau. — Wie die Sünde den Augen der Frauen hier ihre lockende Tiefe zu geben scheint, so leiht die Fiebergefahr der glühenden Schönheit der Landschaft einen wunderbaren, dämonischen Reiz.

Tonila, 1. Januar 1897.

Gegen Abend sind wir von Colima zum Rückritt aufgebrochen. Im Gebirge ziehen heute zur Feier des Tages die Packträger betrunken und revolverknallend ihres Weges; als es dunkel geworden war,

klang es an den Wegebiegungen wie Banditenüberfälle.

Wo wir übernachten, war ganz spät noch auf dem Marktplatz Serenade: zu Guitarren schwermütige Volksgesänge in Moll. In Europa kennt man davon nur die Paloma. Vieles mag auch nicht niedergeschrieben sein; vielleicht lebt darin wie in der mexicanischen Gothik und Töpferkunst manches Altspanische, Alteuropäische nach, das im Mutterlande längst verklungen ist; Landsknechts- und Conquistadorenlieder mit dem Kreuz und dem Scheiterhaufen zusammen von jenseits der Meere gekommen; oder vielleicht Reste von uralten, indianischen Weisen, die wie die heidnischen Ornamente der Volkstöpfer von Guadalajara in die christliche Zeit sich gerettet haben; Melos und Muster gleichen einander an Lebenszähigkeit. In die Neujahrsnacht klingen die weichen, einstimmigen Mollmelodien melancholisch und Heimweh schwer hinaus zur Guitarre.

Sayula, 2. Januar 1897.

Heute kam unter dem Vulkankegel ein junger, merkwürdig dunkler Indianer auf einem mageren Schimmel an uns herangetrabt und bat, da sein Diener beim nächsten Dorf zur Heimreise umkehre, sich uns anschliessen zu dürfen. Er komme sechs Tagereisen durch das Gebirge her und wolle nach Guadalajara auf Universität reiten. Da er Student und offenherzig ist, habe ich im Laufe des Tages folgendes Inventar über seine geistige Nahrung aufnehmen können. Von spanischen Autoren kennt er nur Castelars bänderreiche liberale Umwertung der Weltgeschichte. Don Quichotte steht zu Hause im Schrank, wird aber nicht gelesen. Engländer gar nicht. Von Deutschen Moltkes Kriegsgesehichte, die er aber zu trocken findet, und Nordaus Lügen. Er war erstaunt, zu erfahren, dass Nordaus Werke bei uns nicht als Litteratur zu gelten pflege. Gehört hatte er von Don Carlos, Kant und Hegel und vom zweiten Teil des Faust. Seine wahren Lehrer aber sind die Franzosen gewesen, etwa die, die vor fünf bis zehn Jahren in Frankreich den Ton angaben: Renans

Leben Jesu, Victor Hugos Dramen, Alexandre Dumas fils, dessen Stellung zur Ehe er bewundert, und Zola, an dem ihm die Kirchenfeindschaft gefällt; von Taine hatte er kaum gehört; er mag für hier zu positiv und grau, nicht liberal genug sein. Ausser diesen Büchern bevölkerte seine Phantasie natürlich alles, was einmal in Paris aktuell gewesen ist: die Patti, die Marsbewohner u. s. w. Auch die nichtfranzösischen Dinge fasst er französisch auf. Ich dachte an das, was L., ein gebildeter Franzose, mir neulich sagte; das moderne, das heisst das nichtkirchliche Mexico sei nur der Sprache nach spanisch, geistig dagegen französisch. — Vom Präsidenten meinte der Student: Es muy asasino: Il est très assassin. Es lag darin naive Bewunderung, Ironie, kein Hass.

Gegen Mittag waren wir wieder am Engpass von Atenquique. Neulich hatte ich ihn nur in der Dämmerung und Nachts beim Licht des Vulkans gesehen. Bei Tage ist er weniger farbenromantisch, aber dafür ideell, als Stück werdender Natur um so gewaltiger. Der Gebirgsstock ist im Zick-

zack durch Wasser und Feuer mittendurch gespalten. Der Riss steigt in grossen Kreuz- und Querzügen in den Basaltmassen empor. In der Tiefe sind Wälder und Dörfer mit Wiesen und Viehtriften. Die Felsenwände ziehen zu beiden Seiten einander gegenüber parallel und senkrecht hin; der Abhang tritt, wo die Schlucht eine Ecke macht, gleich einem Vorgebirge, kahl wie ein Küstenriff, aber baumgekrönt vor. Man verfolgt den Spalt in seinen Windungen hinauf bis ganz fern an den Fuss des Vulkankegels. Immer wieder ragen hinter den vorderen Felsenwänden jäh abstürzende entferntere auf wie Stufen, die zu den Vulkangipfeln emporführen. Der Stein geht in Asche und die Asche in Rauch und dann in Wolken über. Was man sonst nur in der Pflanze, im Tiere, in Körper und Phantasie des Menschen zu empfinden weiss, erscheint hier im gewaltigsten Masstabe sichtbar geworden, die werdende Kraft, die sich selber schaffende Welt.

Die Nacht bringen wir in Sayula zu. Es war schon Abend, als wir einritten. Auf den Plätzen des Orts brannten wieder überall wie gestern in

Tonila, lichterloh die Freudenfeuer. Einige Gruppen hockten an der Flamme unter den Palmen eines Gartenplatzes und sangen leise Lieder in Moll. Durch Kneipenfenster leuchteten im Tabaksqualm die bunten Ponchos und die silbernen Ohrringe von Maultiertreibern. Ich habe die Franziskanerkirche noch einmal sehen wollen. Sie steht abseits von den heute erleuchteten Strassen mit ihrem mächtigen Pfeilerkranz in der Dunkelheit. Das Innere war nur schwach erhellt und fast leer; ein Beichtstuhl noch besetzt, und vor dem Altar einige betende Männer, und zwei Frauen, die mit einem Kinde in ihrer Mitte knieten; der Kleine sprach ganz schnell die Gebete nach, die die beiden Frauen leiser murmelten; es waren die einzigen Laute in der Kirche; zum Schluss hob die eine das Kind auf und liess es die Wundmale an den Knien Christi am Kreuze küssen; dann entfernten sich die Drei, die beiden Frauen und das Kind, Hand in Hand. — Im niederen Volk giebt es kaum einen Mexicaner, der nicht jeden Tag seine Andacht in der Kirche verrichtet und zu fest bestimmten Zeiten beichtet. Liberalis-

mus und Unglaube sind hier noch aristokratisch; mein Student ist auf sie stolz. — Es ist nicht abzusehen, welche Veränderung in den Nachwirkungen aller Erlebnisse es hervorrufen muss, wenn Einer sie Tag für Tag durch Gebet und Beichte ihrer Bitternis zu entkleiden vermag; und das von Kindheit an; ohne Kampf und ohne Zweifel alles in regelmässigen Zwischenräumen im Himmel verziehen und deshalb auch aus dem eigenen Innern wie ausgelöscht. Unser Gemüt ist durch Generationen von selbstmarternden Vorfahren vielleicht krankhaft empfindlich geworden; wir werden schon so geboren, dass sich die Schwingungen, die jede Berührung der Aussenwelt hervorruft, länger und tiefer als bei den Menschen hier ins Innere unserer Seele fortpflanzen. Ein kurzes Gewissen und stumpfe Nerven, das ist der Mexicaner.

Guadalajara, 4. Januar 1897.

Wir sind Mittags um ein Uhr heute hier angekommen; diesmal den ganzen Weg zu Pferde; die kleinen struppigen Tiere sind die dreihundert Kilometer durch Hochgebirge in dreimal vierundzwanzig Stunden gelaufen.

Guadalajara, 8. Januar 1897.

Heute Nachmittag hat mir L. die Infanteriekaserne und das Gefängnis gezeigt. Sie ergänzen einander, da man die kräftigsten Verbrecher der Armee zuteilt, statt sie im Gefängnis zu lassen. Es ist schwer zu erfahren, inwieweit die Beimischung der Sträflinge den übrigen Ersatz des Heeres demoralisiert; namentlich da auch dieser gewaltsam in entlegenen Dörfern oder unter dem Proletariat der grossen Städte gepresst wird. Im Offizierkorps sollen die Banditen, die Diaz ihm beigesellt hat, klubfähig geworden sein. Eine moralische An-

Ansteckung scheint hier wenig befürchtet zu werden, aus verschiedenen Gründen; zum Beispiel weil eine Berufsarmee, im Gegensatz zu den modernen europäischen Heeren, Zeit und Gelegenheit hat, durch andere Bande als die allgemeinmenschliche Moral zusammenzuwachsen, oder weil das Handeln hier überhaupt weniger von einem inneren Gesetz als von äusseren Einflüssen und Strafen bestimmt wird. Jedenfalls hält die Armee, wie sie rekrutiert ist, die Ordnung im Lande wirklich aufrecht; ihr sollen die Leyfuga-Tötungen zukommen.

Der Oberstleutnant, ein liebenswürdiger, älterer Mann, zeigte uns selber seine Kaserne, als welche ein altes Franziskanerkloster dient. Die Räume sind gross, hoch, wohlgelüftet und sauberer als sie meistens in Europa gehalten werden; hauptsächlich weil es keine Thüren und kein Mobiliar giebt, vor allem weder Schränke noch Betten. Der Mann schläft auf der Erde; das Zeug hängt an Nägeln, die Waffen stehen an offenen Ständern, und die Wascheinrichtungen und Bäder sind draussen in einer dichten Bananenallee. Nur für die Offiziere ist das Brause-

bad in einer alten Klosterzelle eingerichtet. Überall ist elektrisches Licht, das in den Mannschaftssälen die ganze Nacht brennt.

Eine Folge der Rekrutierungsweise ist, dass die Soldaten nicht einzeln ausgehen dürfen. Sie haben, was wir permanenten Kasernenarrest nennen würden. Zweimal in der Woche werden sie zugweise in Reih und Glied in die Stadt oder zum Stierkampf geführt; sonst lässt man sie nicht hinaus. Dafür ist von ihnen so gut wie keiner ledig; ihre Frauenzimmer, die den Tag über nicht in der Kaserne bleiben dürfen, werden Abends durch ein Signal der Wache herangeholt. Wir waren gerade um Sechs da, als geblasen wurde; in ganzen Scharen kamen Weiber mit Schlafmatten, Kindern und Essen herein. Bei der Reveille müssen sie wieder hinaus. Sie ersetzen im Kriege den Train; während die Männer sich schlagen, sorgen sie für Proviant; angeblich ausgezeichnet. —

Im Gefängnis diente uns der Dichter Gutierrez als Führer, der zum Tode verurteilt ist und wahrscheinlich in den nächsten Tagen erschossen wird.

Innerhalb der Anstalt lässt man ihn frei, und da er ein Bekannter von L. ist, so bot er sich uns als Cicerone an. Er erschien mir, abgesehen von der „Aktualität" seines Verbrechens, als Mensch und als Exemplar seiner Rasse von ungewöhnlichem Interesse.

Er ist wegen Meuchelmordes verurteilt. Geldfragen, Erbschaftsstreitigkeiten, hatten ihn mit seinem Schwager verfeindet; die Erbitterung war seit Jahren gewachsen; da wurde vor vier Jahren der Schwager in Sayula, während Gutierrez in ihrem gemeinschaftlichen Hause im Nebenzimmer sass, getötet. Ein Bandit gestand den Mord bald darauf ein, gab aber an, er sei von Gutierrez um achtzig Thaler dazu gedungen. Der Indizienbeweis scheint diese Aussage bestätigt zu haben. Gutierrez soll geplant haben, den Banditen selber bei der Mordthat quasi in der Notwehr umzubringen, und nur durch einen Zufall daran verhindert worden sein.

Vor dem Morde hat Gutierrez Lieder gedichtet, die schnell Volkslieder geworden sind; sentimentale und sarkastische Sachen, die zwischen der Bänkelsängerweise und Heine stehen. Jetzt verteidigt er

ebenso kaltblütig seit drei Jahren seinen Kopf gegen den Scharfrichter, wie er den Mord seines Schwagers entworfen und bewerkstelligt hat. Vor Kurzem ist ihm schon einmal seine Hinrichtung für den nächsten Morgen angezeigt worden; er wurde in die Armsünderkapelle geschafft; eine ganze Nacht hat er erwartet, am nächsten Morgen sterben zu müssen; im letzten Augenblick kam ein Gnadenaufschub. — Weder diese Stunden noch die drei Jahre, die er im Gefängnis in Erwartung des Todes unter rohen, schmutzigen Gesellen oder allein mit sich selbst zugebracht hat, scheinen in ihm die geringste Spur hinterlassen zu haben; die Erlebnisse sind an seiner Persönlichkeit wie Schatten an einem Stein vorübergegangen. Er ist als gerichteter Mörder ein hübsch reimender, urbaner Weltmann geblieben: mit guten Manieren, langsamen, vornehmen Bewegungen und einer Schlagfertigkeit, die nie zu versagen scheint. Er hat sich dadurch, dass er seine weltmännische Art zu bewahren gewusst hat, trotz der Natur seines Verbrechens eine Sonderstellung im Gefängnis geschaffen. Als Diaz vor

Kurzem die Anstalt besichtigte, hat er ihn im Namen der Gefangenen begrüsst. Er soll es, ohne auf sich oder sein Todesurteil anzuspielen, mit vollendetem Takt gethan haben. Nach der Art, wie wir heute von ihm unterhalten worden sind, zweifle ich nicht im mindesten daran. Er führte uns und erklärte die Anstalt ruhig und ohne Affektation, man könnte sagen wie ein Gentleman sein Haus; vor allem vermied er sorgfältig den billigen Panzer der Ironie. Über seinen Fall sprach er, als L. ihn darauf brachte, vollkommen ruhig: nicht zu kurz, als ob ihm das Thema peinlich wäre, und nicht so ausführlich, dass es uns hätte langweilen können. Seine Unschuld betonte er nicht, was geschmacklos gewesen wäre; sondern erwähnte nur beiläufig, dass ihm der Staatsanwalt nichts nachgewiesen habe. Im übrigen, sagte er, hoffe er noch fest auf die Gnade des Präsidenten; und sei er schuldig, dann finde er, dass, wer den Mut habe, ein Verbrechen zu begehen, auch den Mut haben müsse, der nötig wäre, um die Folgen seiner That mit Gleichmut zu tragen. Es war auffallend, wie er einen Taktfehler

von F. wieder gut machte. Gutierrez selbst hatte sich einen Augenblick wie unter Bekannten gehen lassen und gefragt, ob wir nicht auch fänden, dass es im Auskosten der tiefsten Verzweiflung eine Art von bitterem Genuss gebe, der dem an der Freude gleiche und den Schmerz durch den Schmerz selber hebe. F., der Kurzwarenimporteur ist, erwiderte schnell, dass er persönlich das gar nicht beurteilen könne, da er die bestimmte Versicherung abgeben dürfe, dass er noch nie in seinem Leben einen Augenblick unglücklich gewesen sei. Es trat darauf eine peinliche Stille ein, die Gutierrez aber gleich brach, indem er zu F. gewendet und lächelnd sagte: dann ginge es ihm ja wie dem General Mejia, den Kaiser Maximilian am Abend vor ihrer gemeinsamen Hinrichtung scherzend gefragt habe, welcher Anzug für einen zum Tode verurteilten Feldherrn oder Kaiser bei seiner Erschiessung vorschriftsmässig sei; worauf Mejia erwidert habe: das könne er Seiner Majestät nicht sagen, da er noch nie die Ehre gehabt habe, sich erschiessen zu lassen.

Man kann bei Gutierrez die Wurzeln eines merk-

würdigen Einzelcharakters deutlich in den Boden der Rassenveranlagung zurückverfolgen. Die Unempfindlichkeit und das kurze Gewissen des Mexicaners erscheinen in ihm zum Dämonischen gesteigert.

Querétaro, 11. Januar 1897.

Querétaro ist eine stille, dunkle Bergstadt. An Stelle der Blumengärten, die sonst in Mexico den Städten Buntheit und Frische verleihen, stehen auf den Plätzen Cypressen und schwarzgrüne Eibenbäume. Der Boden soll hier nur für sie günstig sein. Nirgends sind auch die Klöster so zahlreich; viele Strassen laufen ganz zwischen öden Umfassungsmauern hin, deren obere Kante mit Glasscherben gesäumt ist. Die Stadt ist die kahlste und farbenblasseste in Mexico. Und in diesen Rahmen hat der Zufall die düstere Endtragödie der mexicanischen Monarchie verlegt.

Der Kerker, in dem Maximilian mit seinen Todesgenossen Mejia und Miramon die letzten Tage vor der Hinrichtung zugebracht hat, liegt im ersten Stock des früheren Capuchinasklosters; drei hohe und

mässig geräumige Klosterzellen. Der Fussboden besteht aus roten Ziegeln; die Thüren gehen auf eine schmale Veranda, die einen kleinen, gepflasterten Binnenhof überhängt. Licht empfingen die Räume durch schmale Öffnungen in mehr als Manneshöhe. Der gegenwärtige Besitzer hat in die Strassenwand Doppelfenster brechen lassen; der Blick ist öde; grade gegenüber begrenzen den Platz die weissgekalkten Mauern eines Klosters, über die hier und dort Cypressenkronen emporstehen, und am Ende einer nach der Vorstadt hinausgehenden Strasse, ganz in der Ferne, zieht ein kahler Bergrücken hin. Die Räume sind vermietet. In Maximilians Zelle schläft das Ehepaar, das hier bis jetzt gewohnt hat. Heute gerade ziehen neue Mieter ein. Betten und Muttergottesbilder, Plüschsofas und Nachttische, das schäbige Hausgerät der alten und der neuen Familie stehen in ihrer kleinbürgerlichen Geschmacksarmut auf dem Flur und in den drei engen Stuben durcheinander. Ein Kanarienvogel piept in einem früher vergoldeten Bauer. Der Kaiser hat die Nachricht von der Zurückweisung der Gnadenbitte der Fürstin

Salm und von seiner bevorstehenden Hinrichtung mit Mejia zusammen bei Miramon empfangen, in der entfernteren Zelle, die jetzt als gute Stube dient. Das übrige Gefolge, die Flügeladjutanten und der Stab des Kaisers waren abgesondert in anderen Teilen des Klosters interniert; diese Flügel lässt man verfallen; Schutt liegt dort in den Sälen, und auf den Treppen wächst Gras; nur die Kirche ist restauriert und der Muttergottes von Lourdes geweiht worden.

Der Platz, an dem die Hinrichtung stattfand, liegt draussen vor der Stadt. Der Weg führt vom Kerker aus zuerst unter einer Reihe von Eibenbäumen durch in eine Vorstadtstrasse und dann durch tiefen Sand zur Stadt hinaus. Gleich nach den letzten Häusern sieht man rechts einen sonnengedörrten, steinigen Hügel, den Cerro de Las Campanas; an seinem Fuss hatte der Kaiser seinen Degen an Escobedo, den republikanischen Oberfeldherrn, übergeben; und dorthin liess ihn dieser zum Tode führen. Der Feldweg geht durch Wiesen und dann über Geröll hinauf Auf der Richtstätte stehen jetzt drei Säulen aus rotem Granit; die erste trägt die Inschrift MEJIA,

die zweite MIR^{ON}, die dritte MAX^{IMO}. Sand und Steine umgeben sie. Im Thal zieht sich ein von Weiden gesäumter Bach hin; in der Ferne liegt die Stadt, Kuppeln und Kirchtürme, zwischen denen Cypressen, Kerzen gleich, stehen. Dahinter steigen amphitheatralisch flache Sandhügel auf. Sie waren die Thür der strategischen Falle, in die Maximilian gegangen war. Sein letzter Blick — er hatte gebeten, mit unverbundenen Augen zu sterben — muss den Hügelrücken und die Stadt mit ihren Cypressen gestreift haben.

Von den drei Monarchen, die verurteilt und hingerichtet worden sind, verdient Maximilian am meisten Interesse. Er war begabter als Ludwig XVI. und ernster als Carl I.; seine Schönheit und seine Jugend, die Mannhaftigkeit seines Ausharrens trotz Wortbruchs und Verrats, die Würde und die Anmut seiner letzten Stunden geben seiner Gestalt einen eigentümlichen, ritterlichen und menschlichen Zauber; und auch politisch zum Wohle Mexicos hat sich sein Schicksal nicht gerechtfertigt. Äusserlich ist er allerdings an der Phrase der nationalen Freiheit gescheitert; politisch, das heisst zufällig, an der per-

fiden Unterstützung, die Nordamerika seinen Gegnern gewährte; im letzten Grunde aber ging er unter, weil er versuchte, eine niedrige Rasse mit europäischen Mitteln, das heisst anständig, zu regieren. Seine Regierung ist die aufgeklärteste, die wirtschaftlich fruchtbarste und bis auf den offenen Krieg die unblutigste gewesen, die Mexico in diesem Jahrhundert gehabt hat. Ihr Miserfolg hat nur die Notwendigkeit dargethan, Mexico zu regieren wie es Diaz regiert. Nachdem noch einmal alles experimentiert worden war, hat Diaz schliesslich doch dasselbe wie Maximilian, das heisst die Befriedung des Landes durch die Monarchie, erstreben müssen. Er hat sein Ziel erreicht, weil er die Stirn gehabt hat, das richtige Mittel anzuwenden: die Ley-Fuga.

Buchdruckerei Roitzsch vorm. Otto Noack & Co.

GETTY RESEARCH INSTITUTE
3 3125 01498 3437